

WILHELM VON HUMBOLDT
Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues
und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des
Menschengeschlechts

§8-§15

§8

Form der Sprachen

Es gehört aber allerdings eine eigne Richtung der Sprachforschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück zu verfolgen. Man muß die *Sprache* nicht sowohl wie ein todttes *Erzeugtes*, sondern weit mehr wie eine *Erzeugung* ansehen, mehr von demjenigen abstrahieren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittelung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluß darauf zurückgehen. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehende verdankt, erleichtern die Übersicht desselben in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der *Spracherzeugung* zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade sowohl die Ursach der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, als ihr Einfluß auf den Entwicklungsgang des Geistes, also der ganze uns hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges stellt sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von *Einzelheiten* dar, in Wörtern, Regeln, Analogieen und Ausnahmen aller Art, und wir gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der *menschlichen Geisteskraft* in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme, z.B. des Sanskritischen und Semitischen, befindet, so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, daß dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältniß zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der *Spracherzeugung* möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen *Quellen* der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines *organischen Ganzen*. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedene Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, muß man der Form einer jeden derselben sorgfältig nachforschen, und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller *Spracherzeugung* als Aufgaben vorliegen. Da aber dieser Ausdruck der *Form* in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedener Völkerschaften reden, und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer *einzelnen Sprache*, im Gegensatz auf der einen Seite des

Sprachstammes, auf der anderen des *Dialektes*, und was unter Einer da zu verstehen ist, wo die nämliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen erfährt.

Die *Sprache*, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke *Vorübergehendes*. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energia*). Ihre wahre Definition kann nur daher eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende *Arbeit des Geistes*, den *articulirten Laut* zum Ausdruck des *Gedanken* fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen *Sprechens*; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte *Einzelne* vorhanden, und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste läßt sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen, und kann nur, was umso mehr beweist, daß die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt, in der *verbundenen Rede* wahrgenommen oder geahndet werden. Nur sie muß man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todttes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprache als eine *Arbeit des Geistes* zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adequater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken läßt. Die zu ihrem Studium unentbehrliche Zergliederung ihres Baues nöthigt uns sogar, sie als ein *Verfahren* zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, and sie insofern wirklich als *Bildungen* der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Mißdeutung ist schon oben[1] hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen darauf aufmerksam gemacht, daß wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und daß weder eine Nation, noch eine Sprache unter den uns bekannten *ursprünglich* genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die, nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon *Gegebenes* gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese *Arbeit* nun wirkt auf eine constante und *gleichförmige* Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedene geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das *Verständniß*. Es darf also Niemand auf andere Weise zum Anderen reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht bloß der nämliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefaßt, und systematisch dargestellt, macht die *Form* der Sprache aus.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes *Abstractum*. Es würde aber durchaus unrichtig sein, sie auch an sich bloß als ein solches daseinloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle *Drang*, vermittelt dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache

verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, diesen Drang in der ungetrennten Gesamtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch bloß übrig, die Gleichartigkeit seines Wirkens in einen toden allgemeinen Begriff zusammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, daß etwas aus dem Gesamteindruck der Sprache Fließendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begränzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem *einzelnen* ihrer kleinsten *Elemente*; jedes wird durch sie, wie unerklärlich es im Einzelnen sei, auf irgend eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten ließe, daß sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man Vieles, das man sich dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem *Gesamteindruck* zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegentheil ein. Die entschiedenste *Individualität* fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individualität steht unläugbar da, Ähnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung; daher auch gewiß jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so muß beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgend einer in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Übersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muß. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muß sehr vieles, wirklich Erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isoliert dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist.

Es ergibt sich schon aus dem Gesagten von selbst, daß unter Form der Sprache hier durchaus nicht bloß die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze, noch Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wortbildung hinaus, insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorieen des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft, u.s.w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar, und muß in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll.

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform zu finden, muß man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben läßt sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas anderes als Stoff betrachten, z.B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In anderen Beziehungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder

als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der anderen die Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, daß die reelle Beschaffenheit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprache zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden muß. Gleich mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies als ihre hauptsächlichste Grundlage behandelt. Überhaupt wird durch den Begriff der Form nichts Factisches und Individuelles ausgeschlossen, sondern alles nur wirklich historisch zu Begründende, so wie das Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff befaßt und eingeschlossen. Sogar werden alle *Einzelheiten*, nur wenn man die hier bezeichnete Bahn verfolgt, mit Sicherheit in die Forschung aufgenommen, da sie sonst leicht übersehen zu werden Gefahr laufen. Dies führt freilich in eine mühevollen, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung; es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht, und nichts ist mit unserem Studium so unverträglich, als in ihnen bloß das Große, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, um sich nicht in allen Urtheilen über sie Irrthümern auszusetzen. Es versteht sich indeß von selbst, daß in den Begriff der Form der Sprache keine Einzelheit als *isolirte Thatsache*, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken läßt. Man muß durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum *Gedankenausdruck* einschlägt. Man muß zu übersehn im Stande sein, wie sie sich zu andren *Sprachen*, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken, als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, *Sprachelemente* in *geistiger Einheit*. Denn in jeder Sprache liegt eine solche, und durch diese zusammenfassende Einheit macht eine Nation, die ihr von ihren Vorfahren überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit muß sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, und noch weniger in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die *Identität*, um dies hier im Voraus zu bemerken, so wie die *Verwandtschaft* der *Sprachen*, muß auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer *Formen* beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich sein kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen anderen eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Wir werden dies in der Folge auf das *Kawai* anwenden, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört, eine Malayische Sprache zu sein. Die Formen *mehrerer Sprachen* können in einer noch *allgemeineren* Form zusammenkommen, und die Formen *aller* thun dies in der That, insofern man überall bloß von dem *Allgemeinsten* ausgeht; von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zuläßt, von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vokallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, woraus dann Gleichheit der

Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die *Individualisirung* innerhalb der *allgemeinen Übereinstimmung*, daß man ebenso richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als daß jeder Mensch eine besondere besitzt. Unter den durch nähere Analogien verbundenen Sprachähnlichkeiten aber zeichnet sich vor allen die aus *Stammverwandtschaft* der Nationen entstehende aus. Wie groß und von welcher Beschaffenheit eine solche Ähnlichkeit sein muß, um zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu berechtigen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe ohnehin begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir beschäftigen uns hier mit der Anwendung des eben entwickelten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte Sprachen. Bei dieser ergibt sich nun natürlich aus dem Vorigen, daß die Form der einzelnen stammverwandten Sprachen sich in der des ganzen Stammes wiederfinden muß. Es kann in ihnen nichts enthalten sein, was nicht mit der allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr wird man in der Regel in diese jede ihrer Eigenthümlichkeiten auf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem Stamme wird es auch eine oder die andere Sprache geben, welche die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in sich enthält. Denn es ist hier nur von aus einander entstandenen Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegebener Stoff (dies Wort immer, nach den obigen Erklärungen, beziehungsweise genommen) von einem Volke zum anderen in bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau nachweisen läßt, übergeht und umgestaltet wird. Die Umgestaltung selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungsweise und Ideenrichtung der sie bewirkenden Geisteskraft, bei der Gleichheit der Sprachorgane und der überkommenen Lautgewohnheiten, endlich bei vielen zusammentreffenden historischen äußerlichen Einflüssen immer nur eine nah verwandte bleiben.

§9

Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt

Da der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruht, und dies mit den Geistesanlagen der Nationen und der sie im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffassung durchdringenden Kraft in der engsten Verbindung steht, so ist es nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu entwickeln.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliederung der einzelnen, sich deutlich von einander absondernd, an das Licht: die *Lautform*, und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte *Gebrauch*. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das *Denken* an die Sprache bildet, woraus die *allgemeinen Gesetze* dieser entspringen; und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwicklungen, in allen Menschen, als solchen, gleich. Dagegen ist die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der inneren Sprachtendenz gegenüberstellt. Sie hängt natürlich, als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus, ebenfalls genau mit der Gesamtanlage der Nation zusammen; aber die Art und die Gründe dieser Verbindung sind in, kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus diesen beiden Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die *individuelle* Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliederung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen muß. Das Unerlaßlichste hierbei ist, daß dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.

Ich nehme hier das *Verfahren der Sprache* in seiner weitesten Ausdehnung, nicht bloß in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr unmittelbares Erzeugniß, sondern auch in ihrem Verhältniß zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt.

Die Sprache ist das bildende Organ des *Gedanken*. Die *intellectuelle Thätigkeit*, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den *Laut* in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des *Gedanken*, der *Stimmwerkzeuge* und des *Gehörs* zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indeß auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stoße vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, daß das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Inneren eines lebenden Geschöpfes, im articulirten Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äußeren Natur, als die innerliche angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immermehr umschließender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der anderen Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äußeren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaßt, zusammenhängenden Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lautes eine unstimmbare Menge, sich doch vor der Vorstellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellectuelle Streben nicht bloß den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Objekt die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paßt die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden

verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände, begleitet zu werden, und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des Lautes zu den Operationen des Geistes, können wir nun genauer in den Zusammenhang des *Denkens* mit der Sprache eingehen. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein *Object*. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloß empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum *Object*, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommenen, in jene zurück. Hierzu ist die *Sprache* unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur *gesellschaftlich*, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremden Munden wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschließend Einem Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schließt sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je größer und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Überzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnißgrund der Wahrheit, des unbedingten Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, muß er sie sogar als etwas außer ihm Liegendes ansehen; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung mit Andren. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundnen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem *Verstehen*, verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Übergehen eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muß derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch schon natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Wiese liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Anderes bedeutet, als daß jeder ein, durch eine bestimmte modificierte Kraft, anstoßend und beschränkend, geregtes Streben

besitzt, die ganze Sprache, wie es äußere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müßte etwas Andres, als bloß gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden, sein; wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende, Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von *Wörtern* ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen *unarticulirter Laute*, und faßt weit mehr in sich, als das bloße gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiß zu sein; und es wäre möglich, daß die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloß das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es ist viel wahrscheinlicher, daß auch im Kinde keinen Moment giebt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die *Articulation* dem bloßen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, daß sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahnung erhalten, die *Articulation* ebensowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein daliegender, in seinem ganzen übersehbarer, oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern muß als ein sich ewig *erzeugender* angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermaßen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das *Sprechenlernen* der *Kinder* ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniß, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprechvermögens durch Alter und Übung. Das Gehörte thut mehr, als bloß sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr, und schneller, in das Gedächtniß hinüberzuziehen, immer weniger davon als bloßen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigerndem Verhältniß, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig sich verstärken und erweitern. Daß bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern ein Entwicklung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, daß, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden, Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende bloß durch das Wachsen seiner eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daß ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, daß Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unläugbare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, daß die Sprache bloß ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indeß auch heirauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, daß der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwicklung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innren; nur weil sie immer zugleich der äußersten Anregung bedarf, muß sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Übereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über dies liegt demungeachtet klar genug in ihrer Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt und mit dieser wieder die jedesmalige besondere Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische ein so viel größere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde daß sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüßt, und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Er beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie bloß die schon an sich wahrgenommenen *Gegenstände*, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äußere nur mittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der *subjectiven Wahrnehmung* der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich *Subjectivität* beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht, und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche *Weltansicht*. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Maaß der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die *Erlernung einer fremden Sprache* sollte daher die Gewinnung eines

neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.

Selbst die *Anfänge* der *Sprache* darf man nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher *Geselligkeit* zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfniß gegenseitiger *Hülfleistung* beimißt und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfleistung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich, und dehnt sich absichtlos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprachen der sogenannten *Wilden*, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müßten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfniß überschießende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht bloß eine unbestimmbare Menge *stoffartiger Elemente* aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die *Natur* entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende *Gesetzmäßigkeit*. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äußere Schönheit in welcher die Gesetzmäßigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in anologen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Gesetzmäßigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständniß des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwicklung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein andres Gebiet versetzend, den Schönheitsdruck der Natur, wirkt aber, auch unabhängig von ihm, durch den bloßen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele.

Von dem jedesmal *Gesprochenen* ist die *Sprache*, als die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müssen, ehe wir diesen Abschnitt verlassen, noch bei der näheren Betrachtung dieser Verschiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden, so kann dies ebensowenig mit der Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall sein. Die Sprache besteht, neben den schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal fest geformten Elemente bilden zwar eine gewissermaßen tode Masse, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache, gerade wie die Natur selbst, dem Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten, und von ihm

Gedachten, als eine unerschöpfliche Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühls wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und große Genialität zeichet sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit; und der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem immer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortschreitende Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, daß ihm, neben dem Gebiete des schon Errungenen, der Blick in eine unendliche, allmählig weiter zu entwirrende Masse offen bleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts fließt sie aus unbekanntem Reichtum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen läßt, dann aber sich schließt, und nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurückläßt. Die Sprache hat diese anfangs- und endlose *Unendlichkeit* für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist, und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck unsrer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils *Feste*, theils *Flüssige* in der Sprache bringt ein eignes Verhältniß zwischen ihr und dem *redenden Geschlechte* hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, daß der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muß nothwendig **zweien** angehören, und ist wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eignethümliches Dasein, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, daß die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muß dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, daß sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil muß immer im Denken auf's neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniß, und muß folglich ganz in das Subject übergehen. Es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der *Einheit* der *menschlichen Natur*. Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung, ohne Unterbrechung, unter ihnen gewesen sein mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige *Generation* in einem Volke alles dasjenige bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des *Einzelnen* gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständniß unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Überlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermaßen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, daß er nichts, als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist. Weil indeß doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und Litteratur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, daß die *Individualität* einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichungsweise eine solche ist, daß aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal *Sprechenden* liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer im Vorigen dargestellten *Macht* gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluß liegt die *Gesetzmäßigkeit* der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der *Freiheit*. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umäderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschließen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muß die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihre Gränzen nachspüren.

§10

Lautsystem der Sprachen

Natur des articulirten Lautes

Der Mensch nöthigt den *articulierten Laut*, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und das Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre. So ganz und ausschließlich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, daß ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in den articulirten zu verwandeln. Denn die *Absicht* und die Fähigkeit zur *Bedeutsamkeit*, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines *Gedachten*, macht allein den articulirten Laut aus, und es

läßt sich nichts andres angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom *thierischen Geschrei*, auf der andren vom *musikalischen Ton* zu bezeichnen. Er kann nicht seiner *Beschaffenheit*, sondern nur seiner *Erzeugung* nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähigkeit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Natur, da er eben nichts, als das *absichtliche Verfahren* der Seele, ihn hervorzubringen, ist, und nur so viel *Körper* enthält, als die äußere Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der *hörbare Laut*, läßt sich sogar gewissermaßen von ihm trennen und die *Articulation* dadurch noch reiner herausheben. Dies sehen wir an den *Taubstummen*. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon ganz ausmacht, verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Artikulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang *ihres* Denkens mit *ihren* Sprachwerkzeugen, im *Andren* aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, Sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe und durch die hinzukommende Schrift, sie vernehmen durch das Auge und das angestrengte Bemühen des Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräusch. Es geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, wirklich die Sprache, erkennen nicht bloß angeregte Vorstellungen an Zeichen oder Bildern. Sie lernen reden, nicht bloß dadurch, daß sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, daß sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Übereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang, beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andere wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur. Der Unterschied zwischen ihnen und uns ist, daß ihre Sprachwerkzeuge nicht durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes zur Nachahmung geweckt werden, sondern die Äußerung ihrer Thätigkeit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umwege erlernen müssen. Es erweist sich aber auch an ihnen, wie tief und enge die Schrift, selbst wo die Vermittelung des Ohres fehlt, mit der Sprache zusammenhängt.

Die *Articulation* beruht auf der Gewalt des *Geistes* über die *Sprachwerkzeuge*, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des *Lautes* zu nöthigen. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, daß beide ihr Gebiet in *Grundtheile* zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche *Ganze* bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Das *Denken* fordert außerdem Zusammenfassung des *Manigfaltigen* in der *Einheit*. Die nothwendigen Merkmale des *articulirten Lautes* sind daher scharf zu vernehmende Einheit, und eine Beschaffenheit, die sich mit andren und allen denkbaren articularten Lauten in ein bestimmtes Verhältniß zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden *Nebenklängen* ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, fließt aber auch unmittelbar aus der Absicht, ihn zum Elemente der *Rede* zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahrhaft energisch ist, sich von verwirrtem und dunklem thierischem Geschrei losmacht und als Erzeugniß rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm zur Seite oder gegenüberstehen, wird durch die Art der Erzeugung bewirkt. Denn jeder einzelne Laut wird in Beziehung auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien Vollständigkeit der Rede nothwendigen, gebildet. Ohne daß sich angeben ließe, wie dies zugeht, brechen aus jedem Volke die articulirten Laute, und in derjenigen Beziehung auf einander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert. Die ersten Hauptunterschiede bildet die Verschiedenheit der *Sprachwerkzeuge* und des räumlichen *Ortes* in jedem derselben, wo der

articulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen sich dann zu ihm *Nebenbeschaffenheiten*, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen sein können, wie Hauch, Zischen, Nasenton, u.s.w. Von diesen droht jedoch der reinen *Geschiedenheit* der Laute Gefahr; und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinnes, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, daß sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbeschaffenheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde liegenden Articulation in eine eigne Modification des Hauptlautes zusammenschmelzen, und auf jede andre, unregelmäßige Weise durchaus verbannt sein.

Die *consonantisch* gebildeten articulirten Laute lassen sich nicht anders, als von einem Klang gebenden *Luftzuge* begleitet, aussprechen. Dies Ausströmen der Luft giebt nach dem *Orte*, wo es erzeugt wird, und nach der *Öffnung*, durch die es strömt, ebenso bestimmt verschiedene und gegen einander in festen Verhältnissen stehende Laute, als die der Consonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zweifache Lautverfahren wird die *Sylbe* gebildet. In dieser aber liegen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreiben, scheinen sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich nur Ein auf eine bestimmte Weise herausgestoßener. Die Theilung der einfachen Sylbe in einen *Consonanten* und *Vocal*, insofern man sich beide als selbstständig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal dergestalt gegenseitig, daß sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen. Soll daher auch die Schrift diese natürliche Beschaffenheit bezeichnen, so ist es richtiger, so wie es mehrere Asiatische Alphabete thun, die Vocale gar nicht als eigne Buchstaben, sondern bloß als Modificationen der Consonanten zu behandeln. Genau genommen, können auch die Vocale nicht allein ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machenden Anstoßes; und giebt diesen kein klar anlautender Consonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforderlich; den einige Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvocal vorausgehen lassen. Dieser Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gutturalen Consonanten verstärken, und die Sprache kann die verschiedenen Stufen dieser Verhärtung, durch eigne Buchstaben, bezeichnen. Der Vocal verlangt dieselbe reine Geschiedenheit, als der Consonant, und die Sylbe muß diese doppelte an sich tragen. Sie ist aber im Vocalsystem, obgleich der Vollendung der Sprache nothwendiger, dennoch schwieriger zu bewahren. Der Vocal verbindet sich nicht bloß mit einem ihm vorangehenden, sondern ebensowohl mit einem ihm nachfolgenden Laute, der ein reiner Consonant, aber auch ein bloßer Hauch, wie das Sanskritische Wisarga und in einigen Fällen das Arabische schließende Elif, sein kann. Gerade dort aber ist die Reinheit des Lautes, vorzüglich wenn sich kein eigentlicher Consonant, sondern nur eine Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute an den Vocal ausschließt, für das Ohr schwieriger, als beim Anlaute, zu erreichen, so daß die Schrift einiger Völker von dieser Seite her sehr mangelhaft erscheint. Durch die zwei, sich immer gegenseitig bestimmenden, aber doch sowohl durch das Ohr, als die Abstraction, bestimmt unterschiedenen Consonanten- und Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im Alphabete, sondern auch ein Gegensatz dieser beiden Reihen gegen einander, von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht.

In der Summe der articulirten Laute läßt sich also bei jedem Alphabete ein Zwiefaches unterscheiden, wodurch dasselbe mehr oder weniger wohlthätig auf die Sprache einwirkt, nämlich der absolute *Reichtum* desselben an Lauten, und das relative *Verhältniß* dieser Laute zu einander und zu der *Vollständigkeit* und *Gesetzmäßigkeit* eines *vollendeten Lautsystems*. Ein solches System enthält nämlich, seinem Schema nach, als ebenso viele Classen der Buchstaben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Verwandtschaft an einander reihen, oder in Verschiedenheit einander gegenüberstellen, Gegensatz und Verwandtschaft von allen den Beziehungen aus genommen, in welchen sie statt finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenartigkeit ihrer Laute vollständig

oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der, oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde des ganzen Lautsystems gleichmäßig vertheilt ist, oder Classen Mangel leiden, indem andre Überfluß haben? Die wahre Gesetzmäßigkeit, der das Sanskrit in der That sehr nahe kommt, würde erfordern, daß jeder nach dem Ort seiner Bildung verschiedenartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin durch alle Laut-Modificationen durchgeführt sei, welche das Ohr in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem ganzen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht sieht, vor allem auf eine glückliche Organisation des *Ohrs* und der *Sprachwerkzeuge* an. Es ist aber keineswegs gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, geschwätzig oder schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Empfindungsweise nach sei. Denn das Gefallen am articulirt hervorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und Mannigfaltigkeit von Verknüpfungen. Selbst dem *unarticulirten Laute* kann ein gewisses freies und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen werden. Oft entpreßt ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth; in andren Fällen liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, oder zur Hülfe herbeiführt. Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseins, und nicht bloß der rohen Lust, sondern auch dem zarteren Gefallen am kunstvolleren Schmettern der Töne. Dies Letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiedenen Arten der Lauten sind unter die mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechter der Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältnißmäßig wenigen ist die höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre, auch für die Sprache, belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründet, woher diese Verschiedenheit stammt. Daß die Vögel allein Gesang besitzen, ließe sich vielleicht daraus erklären, daß sie freier, als alle andren Thiere, in dem Elemente des Tons und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche *Beschränkung* auf die der Rede nothwendigen Laute und auf das richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsinne muß daher noch etwas andres enthalten was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instictartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Spracherzeugung wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, indem jeder Theil mit dem andren, und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäßig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Übereinstimmung stehen muß, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller Lautverknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche diese dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre noch nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümliche *Lautumformung*, die auf besonderen Gesetzen und Gewohnheiten beruht. Sie geht sowohl die Consonanten-, als Vocalreihe an, und einige Sprachen unterscheiden sich noch dadurch, daß sie von der einen oder anderen dieser Reihen vorzugsweise, oder zu verschiedenen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentliche Nutzen dieser Umformung besteht darin, daß indem der absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit dadurch vermehrt werden, dennoch an dem ungeformten Element sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprache wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in größerer Freiheit zu bewegen, ohne dadurch in dem Verständnisse und dem Aufsuchen der Verwandtschaft der *Begriffe* nothwendigen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränderung der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und die Sprache

gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichkeit. Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die in Chinesischen noch fühlbarer sein würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle der Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt aber einem zwiefachen, gegenseitig sich oft unterstützenden, allein auch in andren Fällen entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist ein bloß *organisches*, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängig, und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andere wird durch das *geistige Princip* der Sprache gegeben, hindert die Organe sich ihrer bloßen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich sein würden. Bis auf einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie mit einander. Das geistige muß zur Beförderung leichter und fließender Aussprache dem anderen, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, je bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andere, bloß organische Übergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, daß, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachläßt, das organische das Übergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprinzips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich erscheinende Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge, mannigfaltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Zergliederung entdeckt und aufzählt.

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, oder wenn man will, in drei Stadien der Sprachbildung vor: bei den *Wurzeln*, den daraus *abgeleiteten* Wörtern, und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeinen, in der Natur der Sprache liegenden *Formen*. Mit dem eigenthümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, muß ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett, in welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter fließt; ihre allgemeinen Richtungen werden dadurch bedingt, und ihre individuellsten Erscheinungen weiß eine beharrliche Zergliederung auf diese Grundlage zurückzuführen.

Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit enthält, wozu oft eine Verbindung mehrere gehört. Es kommt daher in dem Worte allemal eine doppelte Einheit, des *Lautes* und des *Begriffes*, zusammen. Dadurch werden die Wörter zu den wahren *Elementen der Rede*, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden muß. Die Rede läuft zwar in ungetrennter Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichtete Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichnenden Gedanken im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit, wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eignen Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildetsten Sprechen, empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfniß des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugniß selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form, und überläßt die individuelle

Gestaltung der Willkür des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft in der Rede selbst isolirt, allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich sichtbar werden.

Da die Wörter immer *Begriffe* gegenüberstehen, so ist es natürlich, *verwandte Begriffe* mit *verwandten Lauten* zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muß ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen, so daß Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar sein, daß ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen ganz unverändert, oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese *festen Theile* der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften, und wenn sie abgesondert dargestellt werden, die *Wurzeln* der Sprache selbst. Diese Wurzeln erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die Begriffe genau, so ist das letztere sogar immer der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, nehmen sie auch im Gedanken eine ihrer Verbindung entsprechende Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der andere Seite, kann man sie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der bloßen Reflexion, und als das letzte Resultat der Wortzergliederung, also lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker ansehen. In Sprachen, welche bestimmte Ableitungsgesetze in großer Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken besitzen, müssen die wurzelhaften Laute sich in der Phantasie und dem Gedächtniß der Redenden leicht als die eigentlich ursprünglich, aber bei ihrer Wiederkehr in so vielen Abstufungen der Begriffe, als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen sie sich, als solche, dem Geiste tief ein, so werden sie leicht auch in die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden, und mithin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie können aber auch schon in uralter Zeit in der Periode des Aufsteigens zur Formung auf diese Weise gebräuchlich gewesen sein, so daß sie wirklich den Ableitungen vorausgegangen, und Bruchstücke einer später erweiterten und umgeänderten Sprache wären. Auf diese Weise läßt sich erklären, wie wir z.B. im *Sanskrit*, wenn wir die uns bekannten Schriften zu Rathe ziehen, nur gewisse Wurzeln gewöhnlich in die Rede eingefügt finden. Denn in diesen Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch der Zufall mit; und wenn die Indischen Grammatiker sagen, daß jede ihrer angeblichen Wurzeln so gebraucht werden könne, so ist dies wohl nicht eine aus der Sprache entnommene Thatsache, sondern eher ein ihr eigenmächtig gegebenes Gesetz. Sie scheinen überhaupt, auch bei den Formen, nicht bloß die gebräuchlichen gesammelt, sondern jede Form durch alle Wurzeln durchgeführt zu haben; und dies System der Verallgemeinerung ist auch in andren Theilen der Sanskrit-Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung der Wurzeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, und die vollständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig ihr Werk [2]. Es giebt aber auch Sprachen, die in dem hier angenommenen Sinn wirklich keine Wurzeln haben, weil es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumformung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die letzteren in keine Formen auseinanderlegen oder erweitern; die Sprache besitzt bloß Wurzeln. Von solchen Sprachen aus, wäre es denkbar daß andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende, entstanden wären, so daß die nackten Wurzeln der letzteren den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten. Ich führe dies aber bloß als eine Möglichkeit an; daß es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert; wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich

grammatischen Formen unterschieden. Die Wörter müssen nämlich, um in die Rede eingefügt zu werden, verschiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so daß dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren, und also, insofern dieselben durch Lautverschiedenheit bezeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile anderer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter *Grundwörter*; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem größten Umfange ausdehnt.

Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres *Lautsystems* beruhen aber, außer der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs, und außer der Neigung dem Laute die größte Mannigfaltigkeit und die vollendete Ausbildung zu geben, ganz besonders nach auf der Beziehung desselben zur *Bedeutsamkeit*. Die äußeren zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüths bloß durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen großentheils unerklärbare Operation. Daß Zusammenhang zwischen dem *Laute* und dessen *Bedeutung* vorhanden ist, scheint gewiß; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läßt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, daß damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die *unmittelbar nachahmende*, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte widerzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unerkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinne wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitend Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die *symbolische* nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie *stehen, stätig, starr* den Eindruck des Festen, das Sanskritische *li*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfließenden, *nicht, nagen, Neid* den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie *wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch*, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine große, vielleicht ausschließliche Herrschaft ausgeübt. Ihre Nothwendige Folge mußte eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle

Sprachen des Menschengeschlechts hindurch sein, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältniß zu denselben Lauten treten mußten. Vieles von dieser Art läßt sich noch heute in den Sprachen erkennen, und muß billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines bloß die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zweifel aufhaltenden, ein constitutives Princip machen und diese diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so setzt man sich großen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewiß, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gewesen ist; und doch kommt hierauf Alles an. Sehr häufig tritt ein Buchstabe nur durch organische oder gar zufällige Verwechslung an die Stelle eines andren, wie *n* an die von *l*, *d* von *r*; und es ist jetzt nicht immer sichtbar, wo dies der Fall gewesen ist. Da mithin dasselbe Resultat verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden kann, so ist selbst große Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschließen.

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in größerer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammenhang des intellectuall Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, daß beide gleichen Schritt halten müssen, die *analogische* nennen.

In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu Bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich von einander: die einzelnen *Gegenstände* oder *Begriffe*, und solche *allgemeine Beziehungen*, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezeichnung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfung der Rede verbinden lassen. Die allgemeinen Beziehungen gehören größtentheils den *Formen* des *Denkens* selbst an, und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lassen, geschlossene *Systeme*. In diesen wird das Einzelne sowohl in seinem Verhältniß zu einander, als zu der das Ganze zusammenfassenden Gedankenform, durch intellectuelle Nothwendigkeit bestimmt. Tritt nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mannigfaltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begriffe dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind von den drei im Vorigen aufgezählten Bezeichnungsarten vorzugsweise die symbolische und analogische anwendbar, und lassen sich wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z.B. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschubung eines gedehnten Vocals ist, so wird die zusammengefaßte Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt. Man kann dies aber schon als eine Verfeinerung durch höher gebildeten Articulationssinn betrachten. Denn einige rohere Sprachen deuten Ähnliches durch eine wahre Pause zwischen den Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Gebärde nahe kommt, so daß alsdann die Andeutung noch mehr körperlich nachahmend wird [3]. Von ähnlicher Art ist die unmittelbare Wiederholung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung, namentlich auch zu der der Mehrheit, so wie der vergangenen Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zum Theil auch schon im Malayischen Sprachstamme, zu sehen, wie edle Sprachen die Sylbenverdoppelung, indem sie dieselbe in ihr Lautsystem verflechten, durch

Wohllautgesetze verändern, und ihr dadurch das rohere, symbolisch nachahmende Sylbengeklingel nehmen. Sehr fein und sinnvoll ist die Bezeichnung der intransitiven Verba im Arabischen durch das schwächere, aber zugleich scheinend eindringende *i*, im Gegensatz des *a* der activen, und in einigen Sprachen des Malayischen Stammes durch die Einschlebung des dumpfen, gewissenmaßen mehr in dem Inneren verhaltenen Nasenlauts. Dem Nasenlaute muß hier ein Vocal vorausgehen. Die Wahl dieses Vocals folgt aber wieder der Analogie der Bezeichnung; dem *m* wird, die wenigen Fälle ausgenommen, wo durch eine vom Laute über die Bedeutsamkeit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der folgenden Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Sprachwerkzeuge kommende *u* vorausgeschickt, so daß die eingeschobene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausmacht.

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz vorzügliche Weise noch ein anderes, höheres Princip, nämlich der reine und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam nackte *Articulationssinn*. So wie das Streben, dem Laute Bedeutung zu verleihen, die Natur des articulirten Lautes, dessen Wesen ausschließlich in dieser Absicht besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben hier auf eine bestimmte *Bedeutung* hin. Diese Bestimmtheit ist um so größer, als das Gebiet des zu Bezeichnenden, indem die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht immer in seiner Totalität in die Klarheit des Bewußtseins tritt, doch dem Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildung kann also hier reiner von dem Bestreben, das Ähnliche und Unähnliche der Begriffe, bis in die feinsten Grade, durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu lassen; und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft derselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut, für den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der Sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, daß die Bedeutsamkeit den Laut wahrliche durchdringe, und daß dem sprachempfindlichen Ohre zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts, als seine Bedeutung, und von dieser ausgegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine große Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht bloß gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältniß der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

Die *Lautform* ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Gehäuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das *Schaffen*, wenn es ein eigentliches und vollständiges sein soll, könnte nur von der ursprünglichen *Spracherfindung*, also von einem Zustande gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen. Die *Anwendung* schon vorhandener Lautform auf die inneren Zwecke der Sprache aber läßt sich in mittleren Perioden der *Sprachbildung* als möglich denken. Ein Volk könnte, durch innere Erleuchtung und Begeisterung äußerer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andere Form ertheilen, daß sie dadurch zu einer ganz anderen und neuen würde. Daß dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form möglich sei, läßt sich mit Grunde bezweifeln. Dagegen ist es unlängbar, daß Sprachen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der inneren Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer angegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun

ihre vorhandene Lautform, *erweiternd* oder *verfeinernd*, gebrauchen. In Sprachstammen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den anderen auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, der Folge dieser Schrift vorbehaltene, interessante Untersuchung wird es sein, ob und auf welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der *Spracherzeugung*. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer *Totalität* gegenwärtig, d.h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, daß es Andre, noch nicht deutlich gewordenem, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche *Entwicklung* geschieht *allmählig*, und da *neu Hinzutretende* bildet sich *analogisch* nach dem schon *Verhandenen*. Von diesen Grundsätzen muß man nicht nur bei aller Spracherklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, daß man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform *Gestaltete* reißt gewissermaßen gewaltsam die *neue Formung* an sich, und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich anderen Weg einzuschlagen. Die verschiedenen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschließen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedene gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzugekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei. Ebenso ist es eben in den Fällen, wo das Arabische von der älteren Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu bezeichnen sucht. Es entschließt sich eher, für die Bildung einiger Tempora Hilfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst eine dem Geiste des Sprachstammes nicht gemäße Gestalt durch Sylbenanfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, daß die *Lautform* hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der *Unterschied* der *Sprachen* begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche, wirklich gestaltete Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht, der Laut auch eine weit größere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig mehr Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Einfluß entsteht aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf die *innere Form* selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man nothwendig muß, und wie es weiter unten noch ausführlicher entwickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ein Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den inneren Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervorbringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt, so muß das schon wirklich gestaltete Körperliche, und noch mehr das Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendig leicht das Übergewicht über die erst durch neue Gestaltung klar zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man muß die *Sprachbildung* überhaupt als eine *Erzeugung* ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine *Schwierigkeit* zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Laut, und die Überwindung gelingt nicht immer in gleichem Grade. In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugeben und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich verschiedene anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Conjunctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewißheit auf gleiche Weise gestalten (s. unten §11). Allerdings ist alsdann immer auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wahrhaft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allermal siegreich überwindet. Aber die Lautform benutzt seine Schwäche, und bemeistert sich gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprachen finden sich Fälle, wo es klar wird, daß das *innere Streben*, in welchem man doch, nach einer anderen und

richtigeren Ansicht, die wahre Sprache aufsuchen muß, in der *Annahme* des *Lautes* von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgelenkt wird. Von denjenigen, wo die *Sprachwerkzeuge* einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stammlaute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende *Sprachsinn* sich dies oft lange gefallen läßt, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt, und, ohne der *Lautneigung* nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In anderen Fällen, wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nämlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Großen aber üben wesentlich verschiedene Lautformen einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z.B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich der die Sylben starr aus einander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber ganz entgegengesetzter Natur sein. Im Chinesischen scheint es mehr aber an der dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem *Laute* phantasiereiche *Mannigfaltigkeit* und die Harmonie befördernde *Abwechslung* zu geben; und wo dies fehlt, und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter *Articulationen* zu bilden, und das streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte *Formen* zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen *Gedanken* zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den laut angeht, und was der innere Sprachzweck erfordert, die *bezeichnenden* und die das zu Bezeichnende *erzeugenden Kräfte* auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfaßt das allgemeine *Sprachvermögen*. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Außenwelt berührt, wie durch die Überlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen muß, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet, die *Spracherzeugung* von diesen zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. In den Semitischen Sprachen dagegen ist vielleicht das Zusammentreffen des organischen Unterscheidens einer reichen Mannigfaltigkeit von Lauten und eines zum Theil durch die Art dieser Laute motivirten feinen Articulationssinnes der Grund, daß diese Sprachen weit mehr eine künstliche und sinnreiche Lautform besitzen, als sie sogar nothwendige und hauptsächliche grammatische Begriffe mit Klarheit und Bestimmtheit unterscheiden. Der *Sprachsinn* hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt. Da er dem wahren, naturgemäßen Zweck der Sprache nicht mit gehöriger Entschiedenheit nachstrebte, wandte er sich zur Erreichung eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinnvoll und mannigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führte ihn die naturliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in der Regel zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute innerlich umzuformen, und diese Formung forderte vorzugsweise Vocale. Da nun diese offenbar feiner und körperloser, als die Consonanten, sind, so weckten und stimmten sie auch den inneren Articulationssinn zu größerer Feinheit [4].

Auf eine andere Weise läßt sich noch ein, den Charakter der Sprachen bestimmendes Übergewicht der Lautform, ganz eigentlich als solcher genommen, denken. Man kann den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, ihre *Technik* nennen, und diese Technik wieder in die *phonetische* und *intellectuelle* eintheilen. Unter der ersteren verstehe ich die *Wort- und Formenbildung*, insofern sie bloß den *Laut* angeht, oder durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, wenn die einzelnen Formen einen weiteren und volltönenderen Umfang besitzen, so wie wenn sie für denselben Begriff oder

dieselbe Beziehung sich bloß durch den Ausdruck unterscheidende Formen angeht. Die intellectuelle Technik begreift dagegen das in der Sprache zu *Bezeichnende* und zu *Unterscheidende*. Zu ihr gehört es also z.B., wenn eine Sprache Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora durch alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der Zeit mit dem des Verlaufes der Handlung u.s.f. besitzt.

In dieser Absicht erscheint die Sprache als ein *Werkzeug* zu einem *Zwecke*. Da aber dies Werkzeug offenbar die rein geistigen, und ebenso die edelsten sinnlichen Kräfte, durch die sich in ihm ausprägende Ideenordnung Klarheit und Schärfe, so wie durch den Wohlheit und Rhythmus anregt, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache an sich und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die Begeisterung der Nationen an sich reißen, und thut dies in der That. Die Technik überwächst alsdann die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es läßt sich ebensowohl denken, daß Sprachen hierin über das *Bedürfniß hinausgehen*, als daß sie hinter demselben *zurückbleiben*. Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Malayische Sprache mit dem Sanskrit und Tagalischen vergleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete Verschiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Sprachetechnik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Sprachzweck, die Wiedergebung des Gedanken, nicht leidet, da alle diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt, sondern zum Theil in beredter und dichterischer Mannigfaltigkeit erreichen. Auf das *Übergewicht* der *Technik* überhaupt und im Ganzen behalte ich mir vor in der Folge zurückzukommen. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich die phonetische über die intellectuelle anmaßen kann. Welches alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems sein möchten, so beweist ein solches Mißverhältniß immer einen Mangel in der Stärke der sprachbildenden Kraft, da, was in sich Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in seiner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo das Maaß nicht durchaus überschritten ist, läßt sich der Lautreichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Malerei vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche Empfindung hervor; und auch der Gedanke wirkt anders zurück, wenn er, einem bloßen Umrisse gleich, in größerer Nacktheit auftritt, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

§11

Innere Sprachform

Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher *Lautformen*, auch verbunden mit dem regesten *Articulationssinn*, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden *Ideen* sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz *innerer* und rein *intellectueller Theil* macht eigentlich die Sprache aus; er ist der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht es, daß die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen vermag, was ihr, bei fortrückender Ideenbildung die größten Köpfe der spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre Beschaffenheit hängt von der Übereinstimmung und dem Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden *Gesetze* unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner *Thätigkeit*, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts andres, als die Bahnen, in welchen sich die *geistige Thätigkeit* in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem anderen Gleichniß, als die *Formen*, in welchen die *Laute* ausprägt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache überginge und in ihr erkennbar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschließlich auf der wohlgeordneten, festen und

klaren *Geistes-Organisation* der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung, und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

Es kann scheinen, als müßten alle Sprachen in ihrem *intellectuellen Verfahren* einander *gleich* sein. Bei der Lautform ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Individuelle aus so verschiedenen Ursachen entspringt, daß sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läßt. Was aber, wie der intellectuelle Theil der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menschen gleich sein zu müssen; und eine größere Gleichförmigkeit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende *Verschiedenheit*. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die *spracherzeugende Kraft*, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniß derin ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Anderentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloßen Begriffen ausmessen lassen. *Phantasie* und *Gefühl* bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem bloß *ideellen*, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich *Verschiedenheiten*, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren. Um dies zu erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatischen Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z.B., welche, dem Bedürfniß der Rede gemäß, in dem Baue des *Verbum* abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, da sie durch bloße Ableitung von Begriffen gefunden werden können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise vollständig aufgezählt und richtig geschieden sein. Vergleicht man aber hierin das *Sanskrit* mit dem Griechischen, so ist es auffallend, daß in dem ersteren der Begriff des *Modus* nicht allein offenbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeugung der Sprache selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht rein von dem des *Tempus* unterschieden worden ist. Er ist daher nicht mit dem der *Zeit* gehörig verknüpft, und gar nicht vollständig durch denselben durchgeführt worden [5]. Dasselbe findet bei dem *Infinitivus* statt, der noch außerdem, mit gänzlicher Verkennung seiner Verbalnatur, zu dem Nomen herübergezogen worden ist. Bei aller, noch so gerechten Vorliebe für das Sanskrit, muß man gestehen, daß es hierin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natur der Rede begünstigt indeß Ungenauigkeiten dieser Art, indem sie dieselben für die wesentliche Erreichung ihrer Zwecke unschädlich zu machen versteht. Sie läßt eine Form die Stelle der anderen vertreten [6], oder bequemt sich zu Umschreibungen, wo es ihr an dem eigentlichen und kurzen Ausdruck gebricht. Darum bleiben aber solche Fälle nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheiten, und zwar gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprache. Ich habe schon oben bemerkt, daß hiervon bisweilen die Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einmal an gewisse Bildungen gewöhnt, den Geist leitet, auch neue Gattungen der Bildung fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang zu ziehen. Immer aber ist dies nicht der Fall. Was ich so eben von der Behandlung des *Modus* und *Infinitivus* im Sanskrit gesagt habe, dürfte man wohl auf keine Weise aus der Lautform erklären können. Ich wenigstens vermag in dieser nichts der Art zu entdecken. Ihr Reichthum an Mitteln ist auch hinlänglich, um der Bezeichnung genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach ist offenbar eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des *Verbum*, sein innerer, vollständig in seine verschiedenen Theile gesonderter Organismus entfaltetete sich nicht in hinreichender Klarheit vor dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mangel ist jedoch um so wunderbarer, als übrigens keine Sprache die wahrhafte Natur des *Verbum*, die reine Synthesis des Seins mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich geflügelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen

anderen, als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zustände andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als Verba, nicht einmal ausschließlich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwicklung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äußerlich, in der Lautform, oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läßt sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten, und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die *Bezeichnung der Begriffe* und die *Gesetze der Redefügung* erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der *Bezeichnung* tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz *individueller Gegenstände* gesucht wird, oder *Beziehungen* dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so daß eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die *Bezeichnung der Begriffe*, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die *Wortbildung* aus, welcher hier die *Begriffsbildung* entspricht. Denn es muß innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen, oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn dies bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äußeren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Äquivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Wortfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z.B. im Sanskrit der *Elephant* bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit Hand Versehene heißt, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Articulationssinne vorausgehend angesehen werden muß, ist hier die Rede. Freilich gilt aber diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung, und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus stehen die beiden letzten der drei oben unterschiedenen Fälle einander näher. Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden *Beziehungen* und die grammatischen *Wortbeugungen* beruhen beide größtentheils auf den allgemeinen *Formen der Anschauung* und der *logischen Anordnung* der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen läßt, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige Absonderung des zu *Bezeichnenden*, und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte *Bezeichnung* selbst. Denn es trifft hier gerade das schon oben Ausgeführte ein. Da es hier aber immer die *Bezeichnung unsinnlicher* Begriffe, ja oft bloßer Verhältnisse gilt, so muß der Begriff für die Sprache oft, wenn nicht immer, *bildlich* genommen werden; und hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprachsinnes in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund aus beherrschenden *einfachsten Begriffe*, *Person*, *mithin Pronomen*, und *Raumverhältnisse* spielen hierin die wichtigste Rolle; und oft läßt es sich nachweisen, wie dieselben auch auf einander bezogen, und in einer noch einfacheren Wahrnehmung verknüpft sind. Es offenbart sich hier das, was die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten, und gleichsam instinctartig, im Geiste begründet. Der individuellen Verschiedenheit dürfte hier am wenigsten Raum gelassen sein, und der Unterschied der Sprachen in diesem Punkte mehr bloß darauf beruhen, daß in einigen

theils ein fruchtbarer Gebrauch davon gemacht, theils die aus dieser Tiefe geschöpfte Bezeichnung klarer und dem Bewußtsein zugänglicher angedeutet ist.

Tiefer in die sinnliche Anschauung, die Phantasie, das Gefühl, und, durch das Zusammenwirken von diesen, in den Charakter überhaupt dringt die Bezeichnung der einzelnen inneren und äußeren Gegenstände ein, da sich hier wahrhaft die *Natur* mit dem *Menschen*, der zum Theil wirklich materielle *Stoff* mit dem formenden *Geiste* verbindet. In diesem Gebiete leuchtet daher vorzugsweise die *nationelle Eigenthümlichkeit* hervor. Denn der Mensch naht sich, auffassend, der äußeren Natur und entwickelt, selbstthätig, seine inneren Empfindungen nach der Art, wie seine geistigen Kräfte sich in verschiedenem Verhältniß gegen einander abstufen; und dies prägt sich ebenso in der Spracherzeugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte entgegenbildet. Die große Gränzlinie ist auch hier, ob ein Volk in seine Sprache mehr objective *Realität* oder mehr subjective *Innerlichkeit* legt. Obgleich sich dies immer erst allmählig in der fortschreitenden Bildung deutlicher entwickelt, so liegt doch schon der Keim dazu in unverkennbarem Zusammenhange in der ersten *Anlage*; und auch die *Lautform* trägt das Gepräge davon. Denn je mehr Helle und Klarheit der Sprachsinn in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und je reiner und körperloser umschriebene Bestimmtheit er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in dem Innern der Seele, was wir reflectirend sondern, ungetrennt Eins ist, zeigen sich auch die articulirten Laute, und desto volltönender reihen sich die Sylben zu Wörtern an einander. Dieser Unterschied mehr klarer und fester Objectivität und teifer geschöpfter Subjectivität springt bei sorgfältiger Vergleichung des Griechischen mit dem Deutschen in die Augen. Man bemerkt aber diesen Einfluß der nationalen Eigenthümlichkeit in der Sprache auf eine zwifache Weise: an der *Bildung* der einzelnen *Begriffe*, und an dem verhältnißmäßig verschiedenen *Reichthum* der Sprache an *Begriffen* gewisser Gattung. In die einzelne Bezeichnung geht sichtbar bald die Phantasie und das Gefühl, von sinnlicher Anschauung geleitet, bald der fein sondernde Verstand, bald der kühn verknüpfende Geist ein. Die gleiche Farbe welche dadurch die Ausdrücke für die mannigfaltigsten Gegenstände erhalten, zeigt die der Naturauffassung der Nation. Nicht minder deutlich ist das Übergewicht der Ausdrücke, die einer einzelnen Gesitesrichtung angehören. Ein solches ist z.B. im *Sanskrit* an der vorwaltenden Zahl religiös philosophischer Wörter sichtbar, in der sich vielleicht keine andere Sprache mit ihr messen kann. Man muß hierzu noch hinzufügen, daß diese Begriffe größtentheils in möglichster Nacktheit nur aus ihren einfachen Urelementen gebildet sind, so daß der tief abstrahirende Sinn der Nation auch daraus noch klarer hervorstrahlt. Die Sprache trägt dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dichtung und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in der äußeren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache, Litteratur und Verfassung bezeugen einstimmig, daß im Inneren die Richtung auf die ersten Ursachen und das letzte Ziel des menschlichen Daseins, im Äußeren der Stand, welcher sich dieser ausschließlich widmete, also Nachdenken und Aufstreben zur Gottheit, und Priesterthum, die vorherrschendem, die Nationalität bezeichnenden Züge waren. Eine Nebenfärbung in allen diesen drei Punkten war das, oft in Nichts auszugehen drohende, ja nach diesem Ziele wirklich strebende Grübeln, und der Wahn, und die Gränzen der Menschheit durch abenteuerliche Übungen überschreiten zu können.

Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, daß sich die *nationelle Eigenthümlichkeit* des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich großen Einfluß auf die *Redefügung* aus, und ist an ihr gleich erkennbar. Es ist auch begreiflich, wie sich das in dem Innern heftiger oder schwächer, flammender oder dunkler, lebendiger oder langsamer lodernde Feuer in den Ausdruck des ganzen Gedanken und der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so ergreift, daß seine eigenthümliche Natur daraus unmittelbar hervorleuchtet. Auch in diesem Punkte führt das *Sanskrit* und das *Griechische* zu anziehenden und belehrenden Vergleichen. Die

Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Theile in einzelnen *Formen* und in bestimmten *Gesetzen* aus, und die Sprachergliederung findet daher hier ein schwieriges und mühevolleres Geschäft. Auf der anderen Seite hängt die Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen sehr genau mit demjenigen zusammen, wovon wir weiter oben sprachen, mit der Bildung der *grammatischen Formen*. Denn Armuth und Unbestimmtheit der Formen verbietet, den Gedanken in zu weitem Umfange der Rede schweifen zu lassen, und nöthigt zu einem einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, muß doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungener, mehr begesiteter Satzbildung hinzukommen. Dieser Trieb mußte in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache gelang, auch gewissermaßen vorahnd die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung läßt sich aber nicht auf *Gesetze* zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der *Mannigfaltigkeit* der *Wendungen* Freiheit und Reichtum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwicklung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besaß. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der *Litteratur* eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der *Dichtung* und *Philosophie*. Der Ausbau der übrigen Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material, oder sondert und bestimmt fester das vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz anderen Sinne den innersten Menschen selbst, und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig verwachsene Sprache. Auch der *Vollendung* in ihrem *Fortgange* sind daher die Sprachbau am meisten fähig, in welchen poetischer und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eigenem Triebe entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch in ganzen *Stimmen*, wie im Semitischen und Sanskritischen, der Dichtergeist so lebendig, daß der einer früheren Sprache des Stammes in einer späteren gleichsam wieder neu entsteht. Ob der Reichthum *sinnlicher Anschauung* auf diese Weise in den Sprachen einer Zunahme fähig ist, möchte schwerlich zu entscheiden sein. Daß aber *intellectuelle Begriffe* und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren *Gehalt* mittheilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte nundurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt, und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich *Metaphern*, welche den jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, daß sie kaum noch empfunden werden. In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einfluß aus, der ihnen in der großen geistigen Ökonomie des Menschengeschlechts angewiesen ist.

§12

Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform

Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruht darauf, daß diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des spracherzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen *Durchdringung* werde.

Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein *synthetisches* Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfließen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige *Angemessenheit* des einen Elements zu dem andren, so daß keins über das andere gleichsam überschießt. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonestischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Üppigkeit über das schöne Bedürfniß des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu *Euphonie* und *Rhythmus* hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das bloße, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache äußert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt, oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Sprachen, in denen einige Tempora, wie im Arabischen, nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum sein wirklich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber, noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung, aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochenen Erfordernisses. Nicht aus Einzelheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die *vollendete Synthesis*, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung, und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt; ebenso ist es auch hier. Überhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die *Kunst*. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meißel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äußeren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammatischen Punkten zu zeigen bemüht sein; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äußersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfolgen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das

Gefühl aber täuscht sich darüber nicht, und noch klarer und deutlicher äußert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt; und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Litteratur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationale Geisteskraft, welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluß einer unvollkommenen Sprache in den nachfolgenden Geschlechtern hervor, oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstoß eine neue Geistesumformung entsteht.

§13

Verwandtschaft und Wortform

Der Zweck dieser Einleitung, die *Sprachen*, in der *Verschiedenartigkeit* ihres Baues, als die nothwendige Grundlage der *Fortbildung* des *menschlichen Geistes* darzustellen und den wechselseitigen Einfluß des Einen auf das Andre zu erörtern, hat mich genöthigt, in die *Natur* der *Sprache* überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muß ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im vorigen das *Wesen* der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr gethan, als ihre *Definition* ausführlicher zu entwickeln. Wenn man ihr Wesen in der *Laut-* und *Ideenform* und der richtigen und energischen *Durchdringung* beider sucht, so bleibt dabei eine zahllose Menge die Anwendung verwirrender *Einzelheiten* zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das *Allgemeine* mehr auseinanderzulegen, und das dann hervortretende *Besondere* dennoch mehr in *Einheit* zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur selbst die Hand. Da sie, in unmittelbaren Zusammenhänge mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter *Organismus* ist, so lassen sich in ihr nicht bloß *Theile* unterscheiden, sondern auch *Gesetze* des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr *Richtungen* und *Bestrebungen* desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den *physiologischen* Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsren Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen, u.s.f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem andren Standpunkte aus hier zweckmäßiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, muß die Unterscheidung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen läßt. Diese nun wird man vorzüglich da suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engsten in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft. Dies führt uns wieder, aber in andrer Beziehung, zur Bezeichnung der *Begriffe* und zur Verknüpfung des *Gedanken* im *Satze*. Beide fließen aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedanken und des äußeren Verständnisses. Gewissermaßen unabhängig hiervon, bildet sich in ihr zugleich ein *künstlerisch* schaffendes Princip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem *musikalischen Element*, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgibt, sondern nur modificirt. Die *künstlerische Schönheit* der Sprache wird ihr

daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen, sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgießt.

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloß ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es muß derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie muß daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, daß sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode, und müssen daher bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, daß die *Worterfindung* im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefaßten Verwandtschaft analogen Begriffen analoge Laute zu wählen, und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte Form zu gießen. Es kommen also hier zwei Dinge, die *Wortform* und die *Wortverwandtschaft*, in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergleider, eine dreifache, nämlich die der *Laute*, die logische der *Begriffe*, und die aus der *Rückwirkung* der Wörter auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortverraths, in welchem Wörter nach Begriffen *allgemeiner Verhältnisse* zu andren Wörter, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u.s.f umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charakteristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschließt, welche dasselbe Wort in den verschiedenen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer *gleich bleibender* Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, *wechselnden*, verbunden. Dasselbe findet aber auch sonst in der Sprache statt. Sehr oft läßt sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter *Grundtheil* des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache, kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältniß seiner *Modificationen* zu ihm herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des *Begriffs* durch den *Laut* ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der *Begriff* vermag sich aber ebensowenig von dem *Worte* abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch muß die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine *Schranke* ihres inneren, immer mehr enthaltenden Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muß das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer größere *Verfeinerung* der Sprache, eine wachsende *Bereicherung* derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und

Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des *Begriffs* und des *Lautes* fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren, und bloß vor der Vorstellung selbst, die *Vermittlung* beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal *sinnlicher* Natur, wie in *Vernunft* die Vorstellung des Nehmens, in *Verstand* die des Stehens, in *Blüthe* die des Hervorquellens liegt; es gehört der äußeren oder inneren Empfindung der Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läßt, kann man, immer das Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf *Extension* oder *Intension*, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so daß man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den *concreten Wörtern* zu den gleichsam wurzlehaften *Anschauungen* und *Empfindungen* aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelende Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den *Begriffen* aus zu den *Wörtern* herabzusteigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hinderniß gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloß etwas *Allgemeines*, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von *Kategorieen* zum Zweck zu gelangen, so belibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, läßt sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine *fertig daliegende Masse* ansehen. Er ist, auch ohne ausschließlich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks lebt, ein fortgehendes *Erzeugniß* und *Wiedererzeugniß* des *wortbildenden Vermögens*, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens, und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist gewiß nicht bloß Werk des *Gedächtnisses*. Kein menschliches Gedächtniß reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, daß man sich nach und nach, sei es auch nur durch Übung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen überhaupt, und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den *totden Sprachen* verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein *geschlossenes Ganzes*, in dem nur glückliche Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesen Principis gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche *Wiederbelebung*. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiet immer nur *Wiedererzeugung*.

Von dem hier gefaßten Standpunkte aus, zeigt sich nun die Einheit des *Wortvorrathes* jeder Sprache am deutlichsten. Er ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat, und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten *Zusammenhänge* der vermittelnden *Anschauungen* und der *Laute*. Dieser Zusammenhang ist es daher, den wir hier zunächst zu betrachten haben.

Die *Indischen Grammatiker* bauten ihr, gewiß zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewunderungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, daß sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an; und schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstretig falsch. Denn aller historischen, oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, daß sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer *Urform* bis auf uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihres Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äußeren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der *Gedanken* auf; die *historische Kunst* ist immer die späteste, und die reine *Beobachtung*, noch weit mehr aber der *Versuch*, folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst versucht der Mensch die Natur von der Idee aus zu beherrschen. Dies zugestanden, zeugt aber jene Voraussetzung der Erklärlichkeit des Sanskrits durch sich allein von einem richtigen und tiefen Blick in die Natur der Sprache überhaupt. Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von fremder Einmischung rein geschiedene müßte wirklich einen solchen thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorrathes in sich bewahren. Es war überdies ein schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes Unternehmen, sich gerade mit dieser Beharrlichkeit in die Wortbildung, als den tiefsten und geheimnißvollsten Theil aller Sprachen, zu versenken.

Das Wesen des *Lautzusammenhanges* der Wörter beruht darauf, daß eine mäßige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender *Wurzellaute* durch *Zusätze* und *Veränderungen* auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird. Die Wiederkehr desselben Stammlauts, oder doch die Möglichkeit, ihn nach bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzmäßigkeit in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze oder innern Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst, die man eine mechanische oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die große Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte *Persönlichkeit*; bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschließliche Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer früheren Abhandlung [7] richtig gezeigt zu haben, daß die *Personenwörter* die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen, und daß es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den spätesten Redetheil in der Sprache anzusehen. Eine eng grammatische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das Pronomen hat hier tiefer aus der Sprache geschöpfte Ansicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständlicher unmittelbarer Berührung mit der Natur steht, und unmöglich unterlassen kann, auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines

Ichs gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben, und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, sie sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich, steht, wenn man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in der äußeren Beziehung des *Raumes* und der inneren der *Empfindung*. Es schließen sich also an die Personenwörter *Präpositionen* und *Interjectionen* an. Denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung betrachteten *Zeit* auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind bloße Ausbrüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein, und muß genau in seiner bestimmten Sonderung genommen werden. Denn auf der einen Seite werden alle die inneren Empfindungen bezeichnenden Wörter, wie die für die äußeren Gegenstände, beschreibend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied beruht nur darauf, daß der wirkliche Empfindungsausbruch einer bestimmten *Individualität* das Wesen der Bezeichnung ausmacht. Auf der andren Seite kann es in den Sprachen Pronomina und Präpositionen geben, und geibt deren wirklich, die von ganz concreten Eigenschaftswörtern hergenommen sind. Die Person kann durch etwas mit ihrem Begriff Verbundenes bezeichnet werden, die Präposition auf eine ähnliche Weise durch ein mit ihrem Begriff verwandtes Nomen, wie *hinter* durch *Rücken*, *vor* durch *Brust* u.s.f. Wirklich so entstandene Wörter können durch die Zeit unkenntlich werden, daß die Entscheidung schwer fällt, ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hierüber aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werden kann, so bleibt darum nicht abzuläugnen, daß jede Sprache ursprünglich solche dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichkeit entstammte Wörter gehabt haben muß. *Bopp* hat das wichtige Verdienst, diese zwifache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden, und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanskritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

Die hier unterschiednen *objectiven* und *subjectiven* *Wurzeln* der Sprache (wenn ich mich, der Kürze wegen, dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben bedienen darf) theilen indeß nicht ganz die gleiche Natur mit einander, und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet werden. Die *objectiven* tragen das Ansehen der Entstehung durch *Analyse* an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert, und so Formen gebildet, die in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die *subjectiven* hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermaßen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf einen *primitiven Zustand* der Sprachen hin, was, ohne bestimmte historische Beweise, von den *objectiven* Wurzeln nur mit großer Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der *Wurzeln* können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft anderer, schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschließen. In diesem strengen Verstande des Worts, brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum, oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur

die in der Rede sich offenbarende, und die *Spracherfindung* läßt sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die *Analyse* aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im Sanskrit *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in *dharmawid*, gerechtigkeitskündig, so sind dies Ausnahmen, die ganz unf gar noch nicht zu der Voraussetzung eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chinesischen, die unbedeutenden Wurzeln sich mit der Rede verbanden. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, daß, je mehr die Stammlaute dem Ohre und dem Bewußtsein der Sprechenden geläufig wurden, solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eintraten. Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaute zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu dem wirklich *einfachen* gelangt ist? Im Sanskrit ist schon mit glücklichem Scharfsinn von *Bopp*, und in einer, schon oben erwähnten, wichtigen Arbeit, die gewiß zur Grundlage weiterer Forschungen dienen wird, von *Pott* gezeigt worden, daß mehrere angebliche Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleitet sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, kann der Zweifel ausgedehnt werden. Ich meine hier besonders die, welche sich von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur mit solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennung mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch in ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zusammenziehung, Abwerfung von Vocalen, oder sonst veränderte Zusammensetzungen versteckt sein. Ich sage dies nicht, um leere Muthmaßungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wohl aber, um der historischen Forschung nicht willkürlich das weitere Vordringen in nicht gehörig durchschaute Sprachzustände zu verschließen, und weil die uns hier beschäftigende Frage des Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen es nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche Entstehung des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkehr in sehr abwechselnden Formen kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des *Verbum* seiner Natur gemäß in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses, gleichsam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die Indischen Grammatiker verfahren daher nach einem ganz richtigen Gefühl ihrer Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und jede bestimmten Conjugationen zuwies. Es liegt aber auch in der Natur der Sprachentwicklung selbst, daß, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. *Bewegung* und *Beschaffenheit* stehen einander aber an sich nahe und ein lebhafter Sprachsinne reißt die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Daß die Indischen Grammatiker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit, und der selbstständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre Unterscheidung der *Krit*- und *Unâdi*-Suffixe. Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellaute abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurselbegriff selbst bloß mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen seltender, und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die *Unâdi*-Suffixe begreifen, gerade im Gegentheil, nur Benennungen concreter Gegenstände, und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaute modificirenden Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, daß ein großer Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es

von den letzteren in der That erkennbare bereits unter den Udâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen, und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem großen Theile der Unâdi-Wörter eine eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der *Stammsylbe*, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr vollkommenen Baues schließen sich aber an den *Stammlaut*, als den den Begriff individualisirenden, *Nebenlaute*, als allgemeine, modificirende an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in der Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat, und die unbetonten Sylben gegen die betonte sinken (s. unten §16), so nehmen auch, in den einfachen, abgeleiteten Wörtern, die Nebenlaute in richtig organisirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Raum ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen für den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sinnlich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sinnlicher Unterordnung das auch mit dem rhythmischen Baue der Wörter in Zusammenhange steht, scheint durch sehr rein organisirte Sprachen auch formell, ohne daß dazu die Veranlassung von den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen; und das Bestreben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprache danach zu behandeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht in den Geist ihrer Sprache. Da sich die Unâdi-Suffixa bei den früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so scheint man aber hierauf erst später gekommen zu sein. In der That zeigt sich in den meisten Sanskritwörtern für concrete Gegenstände dieser Bau einer kurz abfallenden Endung neben einer vorherrschenden Stammsylbe, und dies läßt sich sehr füglich mit dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Zusammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, wie auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung gewirkt, und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnenden Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fallen lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben einander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Entstellungen der Laute durch die Zeit, und wieder ein, Jahrhunderte hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzelnen und einfachen antreffen, so liegt dies wohl meistentheils an dem durch irgend einen Grund motivirten *Streben* oder *Aufgeben* des inneren Sprachsinnes. Die Zeit verlöscht nicht an sich, sondern nur in dem Maaße, als er vorher einen Laut absichtlich oder gleichgültig fallen läßt.

§14

Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination

Ehe wir zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte in der zusammenhängende Rede übergehen, muß ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet. Ich habe schon im Vorigen die Ähnlichkeit des Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Classe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet, und wenn dasselbe auf diese Weise, seiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: *Isolirung* der Wörter, *Flexion* und *Agglutination* zusammenzubegreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet; und wir müssen sie daher so betrachten, daß in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äußert, und wie jene inneren Forderung durch diese Äußerung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zusammenwirkenden Thätigkeiten folgend.

In allen, hier zusammengefaßten Fällen liegt in der *innerlichen Bezeichnung* der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden muß. Es gesellt sich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des *Begriffes* selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte *Kategorie* des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewußtseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende, und ihre mehr den äußeren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich Grade, in welchen die verschiedenen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen Sprachgestaltung, keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äußerlichen Bezeichnung durchdringt, kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit an, in welcher sie wirklich zu den ursprünglichen Kategorien des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen. Denn diese Kategorien bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt. Die Neigung der Classificirung der Begriffe, der Bestimmung der individuellen durch die Gattung, welcher sie angehören, kann aber auch aus einem Bedürfniß der Unterscheidung und der Bezeichnung entstehen, indem man den Gattungsbegriff an den individuellen anknüpft. Sie läßt daher an sich, und nach diesem oder dem reineren Ursprunge aus dem Bedürfniß des Geistes nach lichtvoller logischer Ordnung, verschiedene *Stufen* zu. Es giebt Sprachen, welche den Benennungen oder lebendigen Geschöpfe regelmäßig den Gattungsbegriff hinzufügen, und unter diesen solche, wo die Bezeichnung dieses Gattungsbegriffs zum wirklichen, nur durch Zergliederung erkennbaren, Suffixe geworden ist. Diese Fälle hängen zwar noch immer mit dem oben Gesagten zusammen, insofern auch in ihnen ein doppeltes Princip, ein objectives der Bezeichnung, und ein subjectives logischer Eintheilung, sichtbar wird. Sie entfernen sich aber auf der andren Seite gänzlich dadurch davon, daß hier nicht mehr Formen des Denkens und der Rede, sondern nur verschiedene Classen wirklicher Gegenstände in die Bezeichnung eingehen. So gebildete Wörter werden nun denjenigen ganz ähnlich, in welchen zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden. Was dagegen in der innerlichen Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, unterscheidet sich gerade dadurch, daß gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestimmung dieses Begriffes ausgingen. Daß dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedener Natur ist, und verschiedenen Sphären angehört, bildet gerade hier das charakteristische Merkmal. Nur dadurch können rein organisirte Sprachen die tiefe und feste Verbindung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit erreichen, aus der hernach in ihnen eine Unendlichkeit von Gedankenverbindungen hervorgeht, welche alle das Gepräge ächter, die Forderungen der Sprache überhaupt rein und voll befriedigender Form an sich tragen. Dies schließt in der Wirklichkeit nicht aus, daß in den auf diese Weise gebildeten Wörtern nicht auch bloß aus der Erfahrung geschöpfte Unterschiede Platz finden könnten. Sie sind aber alsdann in Sprachen, die einmal in diesem Theile ihres Baues von dem richtigen geistigen Principe ausgehen, allgemeiner gefaßt, und schon durch das ganze übrige Verfahren der Sprache auf eine höhere Stufe gestellt. So würde z.B. der Begriff des Geschlechtsunterschiedes nicht haben ohne die wirkliche Beobachtung entstehen können., wenn er sich gleich durch die allgemeinen Begriffe der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit

an die ursprünglichen Verschiedenheiten denkbarer Kräfte gleichsam von selbst anreicht. Zu dieser Höhe nun wird er in der That in Sprachen gesteigert, die ihn ganz und vollständig in sich aufnehmen, und ihn auf ganz ähnliche Weise, als die aus den bloß logischen Verschiedenheiten der Begriffe entstehenden Wörter, bezeichnen. Man knüpft nun nicht zwei Begriffe an einander, man versetzt bloß einen, durch eine innere Beziehung des Geistes, in eine Classe, deren Begriff durch viele Naturwesen durchgeht, aber als Verschiedenheit wechselseitig thätiger Kräfte auch unabhängig von einzelner Beobachtung aufgefaßt werden könnte.

Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte, nach dem Bedürfniß der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zwiefachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor Flexion in den Sprachen. Wir aber können nur den entgegengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und ihrer Zergliederung in den inneren Sinn eindringen. Hier nun finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der That ein Doppeltes, eine *Bezeichnung* des Begriffs, und eine *Andeutung* der Kategorie, in die er versetzt wird. Denn auf diese Weise läßt sich vielleicht am bestimmten das zwiefache Streben unterscheiden, den Begriff zugleich zu stempeln, und ihm das Merkzeichen der Art beizugeben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Verschiedenheit dieser Absicht muß aber aus der Behandlung der Laute selbst hervorspringen.

Das Wort läßt nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch *innere Veränderung* oder *äußeren Zuwachs*. Beide sind unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in ihre Wurzelform, ohne Möglichkeit äußeren Zuwachses, einschließt, und auch in ihrem Inneren keiner Veränderung Raum giebt. Wo dagegen *innere Veränderung* möglich ist, und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der *Andeutung* von der *Bezeichnung*, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem *äußeren Zuwachs*. Er ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne, und es soll hier der Einfachheit des Wortes kein Eintrag geschehen; es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes muß mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Übergewicht des bezeichnenden auf eine andre Linie, als dieser, gestelle erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, muß in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst muß, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig, behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht, außer der inneren Veränderung und der Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der Wörter, durch *Anbildung*, und wir haben alsdann den wahren Begriff eines *Suffixes*. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die *Zusammensetzung* in *Anbildung*. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt, die *Anbildung* strebt, ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstehenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die Sprache, einem anderen Gefühle folgend, sie als *Anbildung* behandelt. Ich habe

jedoch die Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf keine Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten, und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit, denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist ein rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbum haften, so wurde in acht flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso ging der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die Suffixa aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen, und die Sprache nicht zu einem bloßen Verstandesverfahren niederzuziehen, muß man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, daß es darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt, daß die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten, und im gleichzeitigen Entstehen und in der symbolischen Übereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äußeren Laute liegt, daß sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificieren, so thun sie dies nicht immer, und nie läßt sich anders, als bildlich, sagen, daß das letztere aus dem Schooße der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heißen, daß der Geist sie untrennbar zusammen denkt, und der Laut, diesem zusammen Denken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins gießt. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vorgezogen, und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einmischung eines mechanischen Verfahrens, kann sie nicht zu Mißverständnißen Anlaß geben. Für die Anwendung auf die wirklichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbildung und Worteinheit passender, weil die Sprache technische Mittel für beide besitzt, besonders aber, weil sich die Anbildung in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung abscheidet. Der Ausdruck der *Anbildung*, der nur den durch Zuwachs acht flectirenden Sprachen gebührt, sichert schon, verglichen mit dem der *Anfügung*, die richtige Auffassung des organischen Vorgangs.

Da die Ächtheit der Anbildung sich vorzüglich in der Verschmelzung des Suffixes mit dem Worte offenbart, so besitzen die flectirenden Sprachen zugleich wirksame Mittel zur Bildung der *Worteinheit*. Die beiden Bestrebungen, den Wörtern durch feste Verknüpfung der Sylben in ihrem Inneren eine äußerlich bestimmt trennende Form zu geben, und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. Dieser Verbindung wegen habe ich hier nur von *Suffixen*, Zuwachsen am Ende des Wortes, nicht von *Affixen* überhaupt geredet. Das hier die Einheit des Wortes Bestimmende kann, im Laute und in der Bedeutung, nur von der *Stammsylbe*, von dem bezeichnenden Theile des Wortes ausgehen, und seine Wirksamkeit im Laute hauptsächlich nur über das ihm *Nachfolgende* erstrecken. Die vorn zuwachsenden Sylben verschmelzen immer in geringerem Grade mit dem Worte, so wie auch in der Betonung und der metrischen Behandlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzugsweise in den vorschlagenden liegt, und der wahre Zwang des Metrums erst mit der dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylbe angeht. Diese Bemerkung scheint mir für die Beurtheilung derjenigen Sprachen besonders wichtig, welche den Wörtern die ihnen zuwachsenden Sylben in der Regel am Anfange anschließen. Sie verfahren mehr durch Zusammensetzung, als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen fremd. Das, alle Nüancen der Verbindung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute so vollkommen wiedergebende Sanskrit setzt andre Wohllautsregeln für die

Anschließung der suffigirten Endungen, und der präfigirten Präpositionen fest. Es behandelt die letzteren wie die Elemente zusammengesetzter Wörter.

Das *Suffix* deutet die *Beziehung* an, in welcher das Wort genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keinesweges bedeutungslos. Dasselbe gilt von der *inneren Umänderung* der Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, daß der ersteren ursprünglich keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, *symbolisch*. In der Art der Umänderung, dem Übergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute, besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschließlich symbolisch sein, und diese Eigenschaft kann alsdann bloß in den Lauten liegen. Es ist aber keineswegs nothwendig, daß dies immer so sei; und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigezogen hat, und die ihr Dasein in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich *Absicht* des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Überzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste gesucht werden muß, ist allerdings Alles in ihr, und die Ausstoßung des articulirten Lautes selbst, Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein anderer, und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äußeren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen noch ganz äußerlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht bloß Symbolische und bloß Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfniß der Sprache verlangt, durch die Behandlungsart im Ganzen. Man braucht z.B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbums angebildeten zu vergleichen. Der Sprachsinne unterscheidet richtig Pronomen und Person, und denkt sich der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbums nothwendig erscheinen muß. Er behandelt sie also lediglich als einen Theil von diesem, und gestattet der Zeit, sie zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganzes Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutungen vertrauend, daß die Entstellung der Laute dennoch die Erkennung der Andeutung nicht verhindern wird. Die Entstellung mag nun wirklich statt gefunden haben, oder das angefügte Pronomen größtentheils unverändert geblieben sein, so ist der Fall und der Erfolg immer der nämliche. Das Symbolische beruht hier nicht auf einer unmittelbaren Analogie der Laute, es geht aber aus der in sie auf kunstvollere Weise gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wenn es unbezweifelt ist, daß nicht bloß im Sanskrit, sondern auch in anderen Sprachen die Anbildungssylben, mehr oder weniger, aus dem Gebiete oder der oben erwähnten, sich unmittelbar auf den Sprechenden beziehenden Wurzelstämme genommen sind, so ruht das Symbolische darin selbst. Denn die durch die Anbildungssylben angedeutete Beziehung auf die Kategorieen des Denkens und Redens kann keinen bedeutsameren Ausdruck finden, als in Lauten, die unmittelbar das Subject zum Ausgangs- oder Endpunkt ihrer Bedeutung haben. Hierzu kann sich hernach auch die Analogie der Töne gesellen, wie *Bopp* so vortrefflich an der Sanskritischen Nominativ- und Accusativ-Endung gezeigt hat. Im Pronomen der dritten Person ist der helle *s*-Laut dem Lebendigen, der dunkle des *m*, dem geschlechtslosen Neutrum offenbar symbolisch beigegeben; und derselbe Buchstabenwechsel der Endungen unterscheidet nun das in Handlung gestellte Subject, den Nominativ, von dem Accusativ, dem Gegenstande der Wirkung.

Die ursprünglich selbstständige *Bedeutsamkeit* der *Suffixe* ist daher kein nothwendiges Hinderniß der Reinheit ächter Flexion. Mit solchen Beugungssylben gebildete Wörter erscheinen ebenso bestimmt, als wo innere Umänderung statt findet, nur als einfache, in verschiedenen Formen gegoßne, Begriffe, und erfüllen daher genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit fordert allerdings größere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache, die sich, wie das Sanskrit, hauptsächlich solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt.

Das *phonetische Vermögen* und die sich daran verknüpfenden *Lautgewohnheiten* der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen, und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäß, in der Berührung zu verändern erleichtert dem Flexionssinne sin Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erforderniß, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege, und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die schärfe des *Articulationsvermögens* und die Reinheit des *Flexionssinnes* stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorieen der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte *Zusammensetzung*, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit *Agglutination* genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allermal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes, oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar, und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich, eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so daß es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich alsdann, in welchen Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirierenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger mißlingt.

Wo Helle und Schärfe des Sprachsinns in der Bildungsperiode den richtigen Weg eingeschlagen hat, -- und er ergreift mit diesen Eigenschaften keinen falschen --, ergießt sich die innere Klarheit und Bestimmtheit über den ganzen Sprachbau, und die hauptsächlichsten Äußerungen seiner Wirksamkeit stehen in ungetrenntem Zusammenhange mit einander. So haben wir die unauflösliche Verbindung des *Flexionssinnes* mit dem Streben nach *Worteinheit* und dem, Laute bedeutsam spaltenden *Articulationsvermögen* gesehen. Die Wirkung kann nicht dieselbe da sein, wo nur einzelne Funken der reinen Bestrebungen dem Geiste entspringen; und der Sprachsinns hat, worauf wir gleich in der Folge kommen werden, alsdann gewöhnlich einen einzelnen, vom richtigen ablenkenden, allein oft von gleich großem Scharfsinne und gleich feinem Gefühl zeugenden, Weg ergriffen. Dies äußert alsdann seine Wirkung auch oft auf den einzelnen Fall. So ist in diesen Sprachen, die man nicht als flectirende zu bezeichnen berechtigt ist, die innere Umgestaltung der Wörter, wo es eine solche gibt, meistentheils von der Art, daß sie dem inneren angedeuteten Verfahren gleichsam durch eine rohe Nachbildung des Lautes folgt, den Plural und das Präteritum z.B. durch materielles Aufhalten der Stimme, oder durch heftig aus der Kehle hervorgestoßenen Hauch bezeichnet, und gerade da, wo rein gebildeten Sprachen, wie die Semitischen, die größte Schärfe des Articulationssinnes durch symbolische Veränderung des Vocals, zwar nicht gerade in den genannten, aber in andren grammatischen Umgestaltungen beweisen, das Gebiet der Articulation beinahe verlassend, auf die Gränzen des Naturlauts zurückkehrt. Keine Sprache ist, meiner Erfahrung nach, durchaus agglutinirend, und bei den einzelnen Fällen läßt sich oft nicht entscheiden, wie viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äußern, oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Über das Ganze der Erscheinung aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

§15

Nähere Betrachtung der Worteinheit

Einverleibungssystem der Sprachen

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entspringende Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der *Flexion* der Fall. Sie steht namentlich mit zwei verschiedenen, und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der *Worteinheit*, und der angemessenen *Trennung* der *Theile* des *Satzes*, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer *Einheit*, sich nicht bloß an einem *Ganzen* begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich grammatischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Ängstlichkeit auf, ihn, wie ein einzelnes Wort, zusammenzuhalten, und ermutigt zu der Kühnheit, ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei, hier genannten Eigenthümlichkeiten der Sprache aus einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt

werden. Die Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzenlosen, in keinem Augenblick meßbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente; und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur *Ideenerzeugung* und gesammten *Gedankenentwicklung* selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwicklung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, denen Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äußeren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmäßigkeit des eingeschlagenen Weges erleichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des geflügelten Gedanken, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die *Satzbildung* zum Grunde; und es ist jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht mit mehr oder weniger Willkühr, an einander gelassen oder getrennt sind.

Die *Ideenentwicklung* erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen *Begriffe* und eine Verknüpfung derselben zum *Gedanken*. Beides tritt auch in der *Rede* hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare, Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete *Wort* spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Gedanken mit ihm verbundenen, trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte, der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, daß sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes, bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet; und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen, äußeren, eine innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist und sich bloß zum zusammengesetzten Ganzen verbindet, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmten Gepräge versehen darstellen muß, hat die *innere Worteinheit* eine weitere und engere Bedeutung.

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfniß der Gedankenentwicklung beziehenden *Sprachsinn*, und in dem *Laute*. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so muß das Bedürfniß des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden, und nach Maaßgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmäßigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht der Laut, seine verschiedenen, in Berührung tretenden Modificationen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältniß zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus, oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte, und behandelt diese als Ganze für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschließt, zusammen, und die Behandlung der *Lauteinheit* wird dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten *Begriffseinheit*. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergießt sich als geistiges Princip über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskkräfte mit

bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach außen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft.

Die *Bezeichnungsmittel* der Worteinheit in der Rede sind *Pause*, *Buchstabenveränderung* und *Accent*.

Die *Pause* kann nur zur Andeutung der *äußeren Einheit* dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umgekehrt, seine Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüchtiges, nur dem geübten Ohre merkbares, Innhalten der Stimme am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kenntlich zu machen, natürlich. Indeß steht mit dem Streben nach der Bezeichnung der Einheit des Begriffs das gleich nothwendige nach der Verschlingung des Satzes, die lautbar werdende Einheit des Begriffs mit der Einheit des Gedanken im Gegensatz; und Sprachen, in welchen sich ein richtig und fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte Absicht kund, und eben jenen Gegensatz, oft noch indem sie ihn verstärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde die erläuternden Beispiele hier immer aus dem *Sanskrit* hernehmen [8], weil diese Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend eine andere, die Worteinheit behandelt, und auch ein Alphabet besitzt, das mehr, als die unsrigen, die genaue Aussprache vor dem Ohre auch dem Auge graphisch darstellen bemüht ist. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein Wort zu beschließen, und erkennt also dadurch schon die selbstständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch seine Absonderung in der Rede dadurch, daß es die Veränderungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schließenden und anfangenden anders, als in der Mitte der Wörter, regelt. Zugleich aber folgt in ihr mehr, als in einer andren Sprache ihres Stammes, der Verschlingung des Gedanken auch die *Verschmelzung* der *Laute*, so daß, auf den ersten Anblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört zu werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangsvocal in einen dritten verwandeln, so entsteht dadurch unläugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonanten sich vor Anfangsvocalen verändern, ist dies zwar wohl darum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal, immer von einem gelinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an den Endconsonanten anschließt, in welchem das Sanskrit den Consonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgende Vocal als unlösbar Eins betrachtet. Indeß stört diese Consonantenveränderung immer die Andeutung der Trennung der einzelnen Wörter. Diese leise Störung kann aber dieselbe im Geiste des Hörers nie wirklich aufheben, nicht einmal die Anerkennung derselben bedeutend schwächen. Denn einestheils finden gerade die beiden Hauptgesetze der Veränderung zusammenstoßender Wörter, die Verschmelzung der Vocale und die Verwandlung dumpfer Consonanten in tönende vor Vocalen, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, daß man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, daß es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die feine Empfindlichkeit des Ohres und für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedanken spricht, so ist es doch merkwürdig, daß auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, große Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammenhängende und daher wohl nicht leicht bloß aus einer Sprache in die andere übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden muß; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu einer inneren und äußeren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleichsam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus, entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen Ausdruck verschiedene Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugende Geist selbst, und für diese geht keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Die innere Worteinheit kann nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsyllbigkeit erweitern, und innerhalb dieser mannigfaltige *Buchstabenveränderungen* zulassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besonderen Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der *Articulationssinn* wirkt, und zwar hauptsächlich auf diese Bildungen mit, indem er bald Laute zu verschiedener Bedeutsamkeit umändert, bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, daß sie nun bloß als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht.. Denn ihre ursprünglich sächliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen, und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs, mit dem Laute ist, desto schneller geht diese Operation von statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender *Wortbau*, in welchem eine genaue Zergliederung, von dem Stammworte ausgehend, von jedem hinzugekommenen, ausgestoßenen oder veränderten Buchstabe aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht sein muß. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solcher Veränderung erklärende Analogieen an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit diese Wortbaues ist in den Sprachen am größten und am befriedigsten für den Verstand und das Ohr, welche den ursprünglichen Wortformen kein einförmig bestimmtes Gepräge aufdrücken, und sich zur Andeutung der Nebenbestimmungen vorzugsweise vor der inneren rein symbolischen Buchstabenveränderung, der *Anbildung* bedienen. Das, wenn man es mit mechanischer Anfügung verwechselt, ursprünglich roher und ungebildeter scheinende Mittel übt, durch die Stärke des Flexionssinns auf eine höhere Stufe gestellt, unläugbar hierin einen Vorzug vor dem in sich feineren und kunstvolleren aus. Es liegt gewiß größtentheils in dem zwiesylbigen Wurzelbaue und in der Scheu vor Zusammensetzung, daß der Wortbau in den Semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewundernswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu den gesammten Zwecken der Sprache, wie sie der Sanskritische zeigt, gleichkommt.

Das *Sanskrit* bezeichnet durch den Laut die verschiedenen Grade der Einheit, zu deren Unterscheidung der innere Sprachsinn ein Bedürfniß fühlt. Es bedient sich dazu hauptsächlich einer verschiedenartigen Behandlung der als verschiedene Begriffselemente in demselben Wort zusammentretenden Sylben und einzelnen Laute in den Buchstaben, in welchen sich dieselben berühren. Ich habe schon oben angeführt, daß diese Behandlung eine verschiedene bei getrennten Worten und in der Wortmitte ist. Denselben Weg verfolgt die Sprache nun weiter; und wenn man die Regeln für diese beiden Fälle als zwei große einander entgegengesetzte Classen bildend ansieht, so deutet die Sprache, von der mehr lockeren zur festeren Verbindung hin, die Worteinheit in folgenden Abstufungen an:

bei zusammengesetzten Wörtern,

bei mit Präfixen verbundenen meistentheils Verben,

bei solchen, die durch Suffixa (*Taddhita*-Suffixe) aus in der Sprache vorhandenen Grundwörtern gebildet sind,

bei solchen (*Kridanta*-Wörtern), welche durch Suffixa aus Wurzeln, also aus Wörtern, die eigentlich außerhalb der Sprache liegen, abgeleitet werden,

bei den grammatischen Declinations- und Conjugationsformen.

Die beiden zuerst genannten Gattungen der Wörter folgen im Ganzen den Anfügungsregeln *getrennter Wörter*, die drei letzten denen der *Wortmitte*. Doch giebt es hierin, wie sich von selbst versteht, einzelne Ausnahmen; und der ganzen hier aufgestellten Abstufung liegt natürlich keine für jede Classe absolute Verschiedenheit der Regeln, sondern nur ein, aber sehr entschiedenes, größeres oder geringeres Annähern an die beiden Hauptclassen zum Grunde. In den Ausnahmen selbst aber verräth sich oft wieder auf sinnvolle Weise die Absicht festerer Vereinigung. So übt bei getrennten Wörtern eigentlich, wenn man Eine, nur scheinbare Ausnahme hinwegnimmt, der Endconsonant eines vorhergehenden Worts niemals eine Veränderung des Anfangsbuchstaben des nachfolgenden; dagegen findet dies bei einigen zusammengesetzten Wörtern und bei Präfixen auf eine Weise statt, die bisweilen noch auf den zweiten Anfangsconsonanten Einfluß hat, wie wenn aus *agni*, Feuer, und *stôma*, Opfer, verbunden *agnishtôma*, Brandopfer, wird. Durch diese Entfernung von den Anfügungsregeln *getrennter Wörter* deutet die Sprache offenbar ihr Gefühl der Forderung der Worteinheit an. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daß die *zusammengesetzten* Wörter im Sanskrit durch die übrige und allgemeinere Behandlung der sich in ihnen berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel von Verbindungslauten, deren sich die Griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den *getrennten Wörtern* zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannt, Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder dieser Wörter immer verknüpft, oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne daß sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, läßt es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht, oder Element eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter; und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu große Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht; so z.B., wenn es zwei oder mehrere Substantiva, welches Geschlechtes sie sein mögen, in Ein geschlechtloses zusammenfaßt.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungsgesetzen der *Wortmitte* folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten; und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indeß die Casusendungen, hierin die Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschließen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbuns, da sich der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen läßt.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohlautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der inneren Worteinheit, von einander abweichen. Man muß sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt, was ich schon einmal bemerkt habe, das Wort *Absicht*, von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden muß. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung, oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten Ziele

denkt, ist, woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äußert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches *Gefühl* der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Überzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Maaße und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun all grammatisch geformten Wörter immer in derselben Verbindung der Anfangs- und Endbuchstaben dieser Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst bei zusammengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung nur wechselnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich bei den ersteren natürlich leicht eine eigne, alle Elemente inniger verschmelzende Aussprache, und man kann daher das Gefühl der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus, mithin auf dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan, entstanden ansehen. Indeß bleibt doch der Einfluß jenes inneren Einheitsgefühls der primitive, da es aus ihm herausfließt, daß überhaupt die grammatischen Anfügungen dem Stammwort einverleibt werden, und nicht, wie in einigen Sprachen, abgesondert stehen beliben. Für die phonetische Wirkung ist es von wichtigem Einfluß, daß sowohl die Casusendungen, als die Suffixa, nur mit gewissen Consonanten anfangen, und daher nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen eingehen können, die bei den Casusendungen am beschränktesten, bei den Krit-Suffixen und Verbalendungen größer ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich noch mehr erweitert.

Außer der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden *Consonanten*, giebt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende, Lautbehandlung des Wortes, nämlich diejenige, welche seiner Gesamtbildung Einfluß auf die Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der *Vocale*, verstatet. Dies geschieht, wenn die Anschließung mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die schon im Wort vorhandenen *Vocale* Einfluß ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstoßungen am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Sylben ihren *Vocal* denen des Wortes oder diese sich ihm assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautverstärkung oder Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Übergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im *Sanskrit* erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt, und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das *Sanskrit* assimilirt daher nicht die Stammsylbe, deren Festigkeit erhalten werden muß, den Endungen, es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals, aus deren regelmäßiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinne zeugende Bemerkung *Bopp's*, die er sehr richtig so ausdrückt, daß die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im *Sanskrit* nicht qualitativ, sondern quantitativ ist [9]. Die qualitative Assimilation entsteht aus Nachlässigkeit der Aussprache, oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmaaßes spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsgefühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Übergewicht zu geben, besitzt das *Sanskrit* im *Guna* und *Wridhhi* zwei so kunstvoll ausgebildete, und mit der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, daß sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschließlich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. *Guna* und *Wridhhi* bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen \hat{e} und \hat{o} , ändern das *Vocal-r* in *ar* und $\hat{a}r$ um [10], und verstärken \hat{e} und \hat{o} durch

die Diphthongisirung zu *ai* und *au*. Wenn auf das durch Guna und Wriddhi entstandene *ê* und *ai*, *ô* und *au* ein Vocal folgt, so lösen sich dies Diphthongen in *ay* und *ây*, *aw* und *âw* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem Verständniß im mindesten Eintrag zu thun. Im Guna und Wriddhi tritt jedesmal ein Laut an die Stelle eines andren. Doch darf man darum Guna und Wriddhi nicht als einen bloßen, sonst in vielen Sprachen gewöhnlichen, Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer, wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch unterscheidendem Streben, bald im Assimilationsgesetz, oder in irgend einer andren Ursach gesucht werden muß, und daß daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guna und Wriddhi immer gleichförmig aus dem Urlaute der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut *wédmi*, und den, nach der Bopp'schen Erklärung, durch Assimilation entstehenden *ténima*, mit einander vergleicht, so ist das hingekommene *é* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

Guna und Wriddhi sind *Verstärkungen* des Grundlauts, und zwar nicht bloß gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst, gleichsam wie Comparitivus und Superlativus, in gleichem quantitativen Maaße steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guna, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wriddhi: *stawya*, ein Preiswürdiger, *stâwya*, ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender. Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar muß man hier das Wriddhi von *a* ausnehmen, das aber auch nur gewissermaßen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinen Laut nach, in diese Classe gehört. Bei allen übrigen Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, daß durch sie eine, vermittelt der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte, Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guna und Wriddhi liegt eine Verbindung von *a* mit den übrigen Vocalen oder Diphthongen zum Grunde, man mag nun annehmen, daß im Guna ein kurzes, im Wriddhi ein langes *a* vor den einfachen Vocal, oder daß immer ein kurzes *a*, im Guna vor dem einfachen Vocal, im Wriddhi vor den schon durch Guna verstärkten tritt [11]. Die bloße Entstehung verlängerter Vocale durch Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt ist, das einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen Grammatikern nicht zum Wriddhi gerechnet. Da nun in Guna und Wriddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr einwirkender Laut entsteht, und seinen Grund ausschließlich in dem Urlaute der Sylbe selbst findet, so gehen die Guna- und Wriddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu beschreibende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise aus der inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn daher Guna, das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innern der Wurzel, und in prägnanterem Sinne, als in den Semitischen Sprachen, wo bloß symbolischer Vocalwechsel vorgeht, nennen können [12]. Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guna nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen, außer ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beiegt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische, und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbar Erscheinung, und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Die einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen muß, ist die Gunirung des

Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt, und als das Guna hier auch, wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren *Worteinheit* ansehen, indem diese, sich stufenweis in der Vocalsphäre bewegend Lautveränderungen eine weniger materielle, entschiednere und enger verbundene Wortverschmelzung hervorbringen, als die Veränderungen sich berührender Consonanten. Sie gleichen hierin gewissenmaßen dem Accent, indem die gleiche Wirkung, das Übergewicht einer vorherrschenden Sylbe, im Accent durch die Tonhöhe, im Guna und Wriddhi durch die erweiterte Lautumbeugung hervorgebracht wird. Wenn sie daher auch nur in bestimmten Fällen die innere Worteinheit begleiten, so sind sie doch immer einer der verschiedenen Ausdrücke, deren sich die, bei weitem nicht immer dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutung derselben bedient. Es mag auch hierin liegen, daß sie den sylbenreichen, langen Formen der zehnten Verbalclassen und der mit dieser verwandten Causalverben ganz besonders eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf der andren Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum doch nicht zu läugnen, daß sie bei den langen das abgebrochene Auseinanderfallen der Sylben verhindern, und die Stimme nöthigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsam scheint es auch in dieser Beziehung, daß das Guna in den Wortgattungen der festesten Einheit, den Kridanta-Wörtern und Verbalendungen, herrschend ist, und in ihnen gewöhnlich die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stammsylbe der Declinationsbeugungen, oder der durch Taddhita-Suffixe gebildeten Wörter vorkommt.

Das *Wriddhi* findet eine doppelte Anwendung. Auf der einen Seite ist es, wie das Guna, rein phonetisch, und steigert dasselbe entweder nothwendig oder nach der Willkür des Sprechenden; auf der andren Seite ist es bedeutsam und rein symbolisch. In der ersteren Gestalt trifft es vorzugsweise die Endvocale, so wie auch die langen unter diesen, was sonst nicht geschieht, Guna annehmen. Es entsteht dies daraus, daß die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslaufen läßt. Die Bedeutsamkeit des *Wriddhi* zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haben. In allen diesen Fällen erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit, übertragen. Daher mag es kommen, daß die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald *Wriddhi* annehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befassend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guna bildet im *Verbum* in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen gunirten und gunalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltender, wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkürlichen Gebrauch des *Wriddhi* gegen Guna hervorgebracht. *Bopp* hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewissermaßen als Ausnahme übersehen muß, doch gewiß im Ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nämlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die Eindung unmittelbar an die Wurzel anschließt, oder auf ihrem Wege dahin einen des Guna fähigen Vocal antrifft. Wo aber der Einfluß der Beugungssylbe durch einen andren, dazwischentretenden Vocal, oder einen Consonanten gehemmt wird, mithin die Abhängigkeit des Wurzelvocals von ihr aufhört,

läßt sich der Gebrauch und Nichtgebrauch des Guna, obgleich er auch da in bestimmten Fällen regelmäßig eintritt, auf keine Weise aus den Lauten erklären, und dieser Unterschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der Sprache auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Die wahrhafte Erklärung der Anwendung und Nichtanwendung des Guna überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte der Abwandlungsformen des Verbuns geschöpft werden zu können. Dies ist aber ein noch sehr dunkles Gebiet, in dem wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen vermögen. Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit der Dialekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abwandlung, mit und ohne Guna aus deren Mischung die jetzige Gestaltung in der uns vorliegenden Niedersetzung der Sprache entsprang. In der That scheinen auf eine solche Vermuthung einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich zugleich, und größtentheils in der nämlichen Bedeutung, mit und ohne Guna abwandeln lassen, oder ein durchgängiges Guna annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache den oben erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letztere geschieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere aber findet bei allen Verben statt, die zugleich nach der ersten und sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjenigen der ersten Classe, welche ihr vielförmiges Präteritum nach der sechsten Gestaltung, bis auf das fehlende Guna, ganz gleichförmig mit ihrem Augment-Präteritum bilden. Diese ganze, dem Griechischen zweiten Aorist entsprechende, sechste Gestaltung dürfte wohl nichts andres, als ein wahres Augment-Präteritum einer gunalosen Abwandlung sein, neben welcher eine mit Guna (unser jetziges Augment-Präteritum der Wurzeln der ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, daß es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei Präterita giebt, so daß die Bildungen des angeblich dritten, nämlich des vielförmigen, nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprüngliche zwiefache Conjugation, mit und ohne Guna, in der Sprache annimmt, so entsteht gewissermaßen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guna verdrängt oder angenommen worden ist? und man muß sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guna und Wriddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie gehen, nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklichem Ausdruck, bis auf den Grund und Boden derselben, und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diphthongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältniß geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen sein. Denn es ist nicht nothwendig, und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmählig entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregelterm Ton zeigt sich noch bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der *Reduplication*. Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes, oder auch des ganzen Wortes selbst, ist, bald in verstärkender Bedeutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als bloße Lautgewohnheit, den Sprachen veiler ungebildeten Völker eigen. In anderen, wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluß des Lautgefühls, daß nicht immer der Wurzelvocal, sondern gelegentlich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren Wortbau angemessen modificirt, daß man fünf oder sechs verschiedene, durch die Sprache vertheilte, Gestaltungen derselben zählen kann. Alle aber fließen aus dem doppelten Gesetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Worteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammatische Formen bezeichnend. Die Anpassung ist bisweilen so künstlich, daß die eigentlich dem Worte voranzugehen bestimmte Sylbe dasselbe spaltet, und sich zwischen seinen Anfangsvocal und

Endconsonanten stellt, was vielleicht darin seinen Grund hat, daß dieselben Formen auch den Vorschlag des Augments verlangen, und diese beiden Vorschlagssylben sich, als solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht hätten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griechische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirklich in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenfließen, hat zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entwickelt [13]. Es ist dies ein merkwürdiges Beispiel, wie, bei regem und lebendigem Articulationssinn, die Lautformung sich eigne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerlich organisirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen Richtungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten.

Die Absicht, das Wort fest mit dem Vorschlage zu verbinden, äußert sich im Sanskrit bei den consonantischen Wurzeln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch gegen einen langen Wurzellaut, so daß der Vorschlag vom Worte übertönt werden soll. Die einzigen zwei Ausnahmen von dieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren eigenthümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund, bei den Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung, bei dem vielförmigen Präteritum der Causalverba das euphonsich geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wiederholungs- und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wurzeln fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung des Anfangsvocals ankündigt, das Übergewicht des Lautes auf die Anfangssylbe, und befördert dadurch, wie wir es beim Guna gesehen, die enge Verbindung der übrigen, dicht an sie angeschlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den meisten Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen, oder doch eine, sie charakteristisch begleitende Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der Verben (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich eigen. Aber auch hier, wie beim Guna, wird man auf die Vermuthung geführt, daß sich in einer früheren Zeit der Sprache Verba mit und ohne Reduplication abwandeln ließen, ohne dadurch, weder in sich, noch in ihrer Bedeutung, eine Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Präteritum und das vielförmige einiger Verba der dritten Classe unterscheiden sich bloß durch die Anwendung oder den Mangel der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Lautform noch natürlicher, als bei dem Guna. Denn die Verstärkung der Aussage durch den Laut vermittelt der Wiederholung kann ursprünglich nur die Wirkung der Lebendigkeit des individuellen Gefühls sein, und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlaß geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte *Augment* wird gleichfalls auf eine die Worteinheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt, und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da das *Alpha privativum* sich bloß mit Einschlebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal, und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, bestimmte größere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guna, und erweitert sich zu Wriddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so großes Übergewicht, als möglich, geben will. Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Präteritum, in einigen Wurzeln auch die Einschlebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da, und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Außer den hier kurz berührten, besitzen tonreiche Sprache noch eine Reihe anderer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden, organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermaßen die

Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbringen. In allen diesen Fällen entspringt die letzte Bildung des Lautes zugleich aus der Beschaffenheit der Wurzel und der Natur der grammatischen Anfügungen. Zugleich äußern sich aber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandtschaft und der Gegensatz, und das Lautgewicht der einzelnen Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in einem, immer von dem organisirenden Sprachsinne schön geschichteten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die auf die Bildung des Ganzen des Wortes gerichtete Sorgfalt in dem *Compensationsgesetze*, nach welchem in einem Theile des Wortes vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur Herstellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem anderen Theile desselben nach sich zieht. Hier, in dieser letzten Ausbildung, wird von der qualitativen Beschaffenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinne hebt nur die körperlosere quantitative heraus, und behandelt das Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe. Das Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als sich nicht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das vielförmige Präteritum der Causalverba (die siebente Bildung bei Bopp), zugleich versehen mit Augment und Reduplication, liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwürdiges Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses Tempus auf das, immer kurze Augment bei consonantisch anlautenden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und Wurzelsylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache, den Vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Verhältniß zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden Sylben pyrrhisch (*ajagadam*, uuuu, von *gad*, reden) oder spondäisch (*adadhrâDam*, u--u, von *dhrâD*, abfallen, welken) klingen, steigen sie entweder jambisch (*adudûsham*, uu-u, von *dush*, sündigen, sich beflecken) auf, oder senken sich, was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochäisch (*achikalam*, uu-u, von *kal*, schleudern, schwingen), und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmaaß. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte, quantitative Verhältniß dieser Formen, so findet man, daß die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nämlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, bloß das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochäische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, daß dies keinesweges der Fall ist. Denn diese Präterita werden nicht aus der primitiven, sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge, oder gar auf einen solchen Diphthongen stößt, giebt sie ihr Vorhaben auf, läßt die Wurzelsylbe unverändert, und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältniß ist. Zugleich beachtet die Sprache die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einander folgenden Consonanten herfließt. Sie häuft nicht zwei Verlängerungsmittel, und läßt also auch in der trochäischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Bemerkenswerth ist es, daß auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Wortes bei grammatischen Anfügungen zu erhalten, und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes

und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buchstaben folgendes Lautsystem verbindet, und Anbildung und innere Veränderung, wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und fein unterschiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten.[14]

Anmerkungen

1. (Diese Seiten wurden hier nicht eingeschlossen.)

2. Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohl lautsgesetze genommen wird. Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraction ihr Dasein verdanken. *Pott's* treffliche Forschung (Etymologische Forschungen, 1833) haben schon sehr viel in diesem Gebiete aufgeräumt, und man darf sich noch viel mehr von der Fortsetzung derselben versprechen.

3. Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1822.1823. Historisch-philologische Classe. S.413.

4. Den Einfluß der Zweisylbigkeit der Semitischen Wurzelwörter hat *Ewald* in seiner Hebräischen Grammatik (S.144 §93. S.165 §95) nicht nur ausdrücklich bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste meisterhaft dargethan. Daß die Semitischen Sprachen dadurch, daß sie ihre Wortformen, und zum Theil ihre Wortbeugungen, fast ausschließlich durch Veränderungen im Schooße der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von *Bopp* ausführlich entwickelt, und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und scharfsinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik S.107-113.)

5. *Bopp* hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.1834. II. Band S.465) zuerst bemerkt, daß der gewöhnliche Gebrauch der *Potentialis* darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besonderen Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des *Hitôpadê sa*. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung diese Tempus nachdenkt, so findet man, daß dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als *Conjunctivus* gebraucht wird, nur daß die ganze Redensart elliptisch erklärt werden muß. Anstatt zu sagen: *der Weise handelt nie anders*, sagt man: *der Weise würde so handeln*, und versteht darunter die ausgelassene Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den *Potentialis* wegen dieses Gebrauches keinen Nothwendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vielmehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könnens, Mögens, Sollens, u.s.w. geschiedene *Conjunctivus* zu sein. Das Eigenthümliche dieses Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse, und nur insofern im sogenannten *Potentialis*, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem *Indicativus*, motivirt wird. Denn es ist nicht zu läugnen, daß der Gebrauch des *Conjunctivus*, gleichsam durch die Abschneidung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfach aussagende *Indicativ*. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwichtig ist, den reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und zu schützen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

6. Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mit der andren habe ich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen ausführlicher gehandelt. Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. zu Berl. 1822. 1823. Hist.-philol. Classe. S.404-407.

7. Über die Verwandtschaft der *Ortsadverbien* mit dem *Pronomen* in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften, aus dem Jahre 1829. S. 1-6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den *Dualis*, ebendasselbst, aus dem Jahre 1827. S.182-185.

8. Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sanskritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicht besonders anführe, aus *Bopp's Grammatik*, und gestehe gern, daß ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem classischen Werke verdanke, da keine der früheren Sprachlehren, wie verdienstvoll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie im gleichen Grade gewährt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiedenen Ausgaben, als die später erschienene vergleichende, und die einzelnen akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare, als talentvolle Vergleichung des Sanskrits mit den verwandten Sprachen enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durchschauung, ja oft kühner Ahndung, der Analogie der grammatischen Formen bleiben; und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jetzt die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffneten Bahn. Schon im Jahre 1816 legte *Bopp* in seinem Conjugationssystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später, und immer in der nämlichen Richtung, so glücklich verfolgte.

9. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1827. S281. *Bopp* macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz scheint mir aber allgemein dughehend zu sein. Selbst die scheinbarste Anwendungen dagegen, die Verwandlung des r-Vocals in *ur* in den gunalosen Beugungen des Verbuns *Kri* (*kurutas*) läßt sich anders erklären.

10. Hr. Dr. *Lepsius* erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *arund ar* für Diphthongen des r-Vocals. Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, S.46-49, §36-39, selbst nach.

11. *Bopp* vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. r.33) die erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaubt ist, von diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte ich mich für die letztere erklären. Bei der *Boppschen* Annahme läßt sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guna und *Wridhi* mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache retten, da ungleiche einfache Vocale, ohne daß es irgend auf ihre Länge oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings schwächeren, Diphthongen des Guna übergehen. Da die Natur des Diphthongen auch wesentlich nur in der Ungleichheit der Töne liegt, so ist es begreiflich, daß Länge und Kürze von dem neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, verschlungen werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in das Spiel tritt, entsteht eine Verstärkung des Diphthongen. Ich glaube daher nicht, daß die Guna-Diphthongen ursprünglich gerade aus kurzen Vocalen zusammenschmelzen. Daß sie gegen die Diphthongen des *Wridhi* bei ihrer Auflösung ein kurzes *a* annehmen (*ay*, *aw* gegen *ây*, *âw*), läßt sich auf andere Weise erklären.

Da der Unterschied der beiden Lauterweiterungen nicht am Halbvocal kenntlich gemacht werden konnte, so mußte er in die Quantität des Vocals der neuen Sylbe fallen. Dasselbe gilt vom Vocal -r.

12. Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, *Friedrich Schlegel* zu seiner, allerdings nicht zu billigen, Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (*Sprache und Weisheit der Indier*, S.50) zu führen. Es ist aber bemerkenswerth, und wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, daß dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte, und daß er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hatte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hilfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblößt war. Selbst *Wilkins* grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift.

13. In einer, von mir im Jahre 1828 im Französischen Institute gelesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirende Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Übereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinandergesetzt, und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten versucht.

14. Was ich hier über diese Form des *Präteritums* der *Causalverba* sage, habe ich aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über dies Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen *Forsterschen Grammatik*, durchgegangen, habe die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht, und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil er mir schien, daß eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenig Leser interessiren könnte.